

Die Emergenzfunktion und die konstitutive Funktion des Dritten

Perspektiven einer kritisch-systematischen Theorieentwicklung

The Emergence Function and the Constitutive Function of the Third Actor

Perspectives for a Critical-Systematic Theory Construction

Gesa Lindemann*

Institut für Soziologie, Technische Universität Berlin, Franklinstr. 28/29, D-10587 Berlin

E-mail: G.Lindemann@soz.uni-frankfurt.de

Zusammenfassung: Theorieentwicklung hat in der Soziologie zumeist einen selbstbezüglichen Charakter, d.h. Theorien werden auf der Grundlage der Rezeption anderer Theorien formuliert. Hier dagegen wird problematisiert, ob nicht auch grundlegende sozialtheoretische Annahmen durch empirische Forschung in Frage gestellt werden können. Dieses Vorgehen wird als ein kritisch-systematisches Verfahren der Theorieentwicklung beschrieben und exemplarisch vorgeführt. In den gegenwärtig relevanten soziologischen Theorien werden dyadisch strukturierte Sozialitätskonzeptionen als Ausgangspunkt der Theoriebildung betrachtet. Kein Konsens besteht darüber, welche Funktion dem Dritten im Verhältnis zur Dyade zukommen soll. Um die Relevanz des Dritten empirisch zu untersuchen wird zunächst der „dyadische Konsens“ in formaler Hinsicht expliziert, und es werden die Fragemöglichkeiten bestimmt, die eine solche Sozialitätskonzeption empirisch erschließt. Im Weiteren werden empirische Forschungen vorgestellt, die im Ergebnis dazu führen: nicht die Dyade, sondern die Triade muss als soziologische Grundkonstellation begriffen werden. Dieses Ergebnis wird mit den vorhandenen Konzeptionen des Dritten (Simmel, Berger/Luckmann, Habermas, Luhmann) verglichen. Es lassen sich zwei Funktionen des Dritten unterscheiden: Die in der Sozialtheorie bekannte Emergenzfunktion und die hier entwickelte konstitutive Funktion des Dritten.

Summary: The construction of sociological theory very often has a self-referential character. The reception of theories leads to the construction of new theories. This seems to be inevitable if theories are concerned with claims of validity that are more far-reaching than Mertonian middle-range theories, for example, the basic concepts of social theory. In contrast, I discuss whether even the fundamental assumptions of social theory may called into question by empirical research. I call this the critical-systematic procedure of theory construction. The relevant contemporary sociological theories refer to a dyadic constellation as the systematic starting point for their concept of sociality. But there is no consensus concerning the relevance of the third actor. In order to examine empirically the relevance of the third actor, I describe the formal structure of the “dyadic consensus” and point out its methodological implications. The empirical research based on such assumptions makes it necessary to reformulate the dyadic concept of sociality: Not the dyad but the triad must be understood as the fundamental constellation. This result is compared to the concepts of the third actor in other theories (Simmel, Berger/Luckmann, Luhmann, Habermas). Two functions of the third actor can be distinguished: The emergence function – which is already known in sociological theory – and the constitutive function of the third actor, which is developed in this text with reference to empirical data.

* Im Colloquium von Werner Rammert und im Hagener Kolloquium für Soziologie von Uwe Schimank wurde ich durch kritische und konstruktive Nachfragen herausgefordert. Dies hat zur Präzisierung meiner Gedanken beigetragen. Für eine kritische Lektüre z.T. mehrerer Versionen des Textes danke ich Rainer Greshoff sowie den Herausgeberinnen und Gutachterinnen der ZFS. Ich verwende in lockerer Folge sowohl ein generalisiertes Maskulinum als auch ein generalisiertes Femininum. Die männlichen Herausgeberinnen und Gutachterinnen sind also mitgemeint.

Wenn es um Theorien geht, deren Anspruch über denjenigen von Theorien mittlerer Reichweite hinausgeht, wird Theorieentwicklung in der Soziologie zumeist als ein selbstbezügliches Verfahren verstanden, d.h., Theorien werden auf der Grundlage der Rezeption anderer Theorien formuliert. Im Gegensatz dazu möchte ich die Frage aufwerfen, ob eine empirieorientierte Theorieentwicklung nicht auch dann denkbar ist, wenn es um die Formulierung konstitutiver Grundannahmen geht. Um meine Argumentation zu präzisieren, unterscheide ich

in Anlehnung an Simmels Überlegungen zur Theoriekonstruktion zwei Ebenen einer genuin theoretischen soziologischen Forschung (vgl. Simmel 1908: 20).

1. die Ebene der konstitutiven Grundannahmen, die die soziologische Forschung anleiten (Sozialtheorie);
2. die Ebene der theoretischen Aussagen über die Gesellschaft als Ganzes (Gesellschaftstheorie).

Es ist ein Kennzeichen soziologischer Großtheorien, die Ebenen von Sozial- und/oder Gesellschaftstheorie einzubeziehen, statt sie als empirisch nicht begründbare Annahmen auszuklammern und sich dadurch auf Theorien mittlerer Reichweite i. S. Mertons zu beschränken.

Das Verhältnis der auf den beiden Ebenen angesprochenen theoretischen Sachverhalte zur Empirie ist jeweils auf unterschiedliche Weise schwierig. Die konstitutiven Annahmen (Sozialtheorie) legen die allgemeinen begrifflichen Bedingungen der soziologischen Forschung fest. Zum einen wird der Gegenstand der soziologischen Forschung konstruktiv bestimmt und zum anderen werden die grundlegenden beobachtungsleitenden Begriffe und methodologischen Prinzipien formuliert. Da durch diese kritischen Bestimmungen festgelegt wird, was als soziologische Empirie auftauchen kann, können solche Begriffe scheinbar nicht ihrerseits mit Bezug auf empirische Forschung entwickelt werden. Die Empirieferte der theoretischen Aussagen über die Gesellschaft als Ganzes wird anders begründet. Gesellschaftstheorien gehen zwar von empirischen Befunden aus, aber sie kommen zu Aussagen, die selbst nicht mehr im Einzelnen empirisch belegt werden können.

Während also die Annahmen, die der ersten Ebene zuzuordnen sind, scheinbar unabdingbar ohne systematischen Empiriebezug auskommen müssen, gilt dies für diejenigen Theorien, die der zweiten Ebene entsprechen, nicht in demselben Maße.

Zwischen den beiden Ebenen besteht ein systematischer Zusammenhang, der sich so formulieren lässt: In die Formulierung sozialwissenschaftlicher Gesellschaftstheorien fließen grundsätzlich empirisch belegte Aussagen ein; da diese wiederum durch die konstitutiven Grundannahmen der Forschung bedingt sind, erhalten diese Annahmen eine zwar indirekte aber doch grundlegende Bedeutung für die Entwicklung von Gesellschaftstheorien. Theorien, die auf soziale Handlungen fokussieren, begreifen Gesellschaften als einen Handlungszusammenhang und kommen entsprechend zu anderen gesellschaftstheoretischen Aussagen als solche Theorien, die Kom-

munikation und System als zentrale beobachtungsleitende Annahmen verwenden.¹

Soziologische Grundlagenforschung bezieht sich also zunächst auf die Ebene der konstitutiven sozialtheoretischen Annahmen und muss deshalb ohne systematischen Empiriebezug auskommen. Dies gilt für die klassischen Ansätze von Weber und Simmel ebenso wie für Parsons und die gegenwärtig im deutschen Sprachraum dominante Theorie sozialer Systeme von Luhmann. Diese zeichnet sich geradezu dadurch aus, mehr oder weniger ohne Rücksicht auf empirische Fragen die Probleme der Konstitution von Sozialität auf eine grundlegende Weise aufzuwerfen und präzise Angaben hinsichtlich der allgemeinen beobachtungsleitenden Annahmen zu machen, durch die festgelegt wird, was überhaupt als Gegenstand soziologischer Forschung gelten soll, nämlich Kommunikationen.

Wenn die Konstruktion grundlegender beobachtungsleitender Annahmen charakteristischerweise ohne Bezug auf empirische Forschung erfolgt, wird Theorieentwicklung zumindest auf dieser Ebene selbstreferentiell: Neue Theorien werden auf der Grundlage der Rezeption von anderen Theorien entwickelt. Dieses Verfahren hat sich in den letzten Jahrzehnten als einzig akzeptables Vorgehen durchgesetzt. Mir erscheinen allerdings die Möglichkeiten, durch Rezeption der Klassiker² oder durch Anleihen bei anderen Wissenschaften³ Theorieinnovationen für die Soziologie zu erreichen, zumindest vorübergehend erschöpft. Daher möchte ich ein neues Verfahren für die soziologische Grundlagenforschung vorschlagen:

Probalber möchte ich es als ein kritisch-systematisches Verfahren der Theorieentwicklung bezeichnen. Es handelt sich um ein kritisches Verfahren insofern, als davon ausgegangen wird, dass soziale Phänomene nicht einfach naiv vorgefunden, sondern durch beobachtungsleitende Annahmen aller-

¹ In Ansätzen wird dieser Zusammenhang von Schimank (1996) herausgearbeitet. Für Parsons und Luhmann gelingt Schimank dies überzeugend, bei anderen Theoretikern, wie etwa Simmel, verzichtet er darauf, den Zusammenhang von konstitutiven Annahmen und gesellschaftstheoretischer Perspektive zu explizieren. Eine kurze Skizze, wie dieser Zusammenhang bei Simmel zu denken ist, findet sich bei Lindemann (2002b).

² Dies gilt etwa für Parsons (1968a) und Giddens (1984).

³ Luhmann (1984) beruft sich einerseits auf klassische Texte der Soziologie und bemüht sich andererseits Konzepte aus anderen Gebieten wie z. B. der Kybernetik (Förster 1985) und nicht-klassischen Logik (Günther 1979, Spencer Brown 1969) für die soziologische Theorieentwicklung fruchtbar zu machen.

erst sichtbar gemacht werden. Im Unterschied zu einer selbstreferentiellen Theoriebildung werden im Fall eines kritisch-systematischen Verfahrens aber auch die grundlegenden Annahmen einer empirischen Bewährungsprobe unterzogen. Einsichtigerweise lässt sich der Empiriebezug beim Theorietypus Sozialtheorie nicht im Sinne der Differenz Verifikation/Falsifikation begreifen, da sozialtheoretische Annahmen nicht falsifiziert werden können. Ihre Funktion besteht nämlich gerade darin festzulegen, was überhaupt als ein soziologisch relevantes Phänomen zu sehen ist (vgl. Lindemann 2005). Statt von Verifikation oder Falsifikation werde ich deshalb von Präzision und Irritation sprechen. Wenn man sozialtheoretische Annahmen als begriffliche Sehgeräte versteht, wird diese Wortwahl einsichtig. Bei der Verwendung eines Sehgeräts kann man die Erfahrung machen, den beobachteten Gegenstand scharf oder unscharf zu sehen. Im letzteren Fall wird die Wahrnehmung irritiert. Entsprechend wird danach gefragt, ob und inwiefern sozialtheoretische Annahmen dazu nützen, soziale Sachverhalte präzise und klar zu erfassen und darüber hinausgehend inwiefern sie es erlauben, fruchtbare und innovative Fragen an den Gegenstand zu stellen.

Ich möchte das Verfahren der kritisch-systematischen Theorieentwicklung an einem Beispiel aus meiner eigenen Forschung vorstellen. Als Ausgangspunkt diente dabei eine dyadische Konzeption von Sozialität, wie sie sich als theoretischer Konsens zwischen den gegenwärtig maßgeblichen soziologischen Theorien abzeichnet. Insbesondere habe ich mich dabei auf das Konzept der Erwartungs-Erwartungen bezogen. Nach einer Skizzierung dieser theoretischen Annahmen (1), werde ich die auf dieser Grundlage durchgeführte empirische Forschung vorstellen und herausarbeiten, worin die Irritation besteht, die es erforderlich machte, die theoretischen Annahmen in folgender Weise zu modifizieren: Die dyadische Konzeption von Sozialität muss um den Dritten erweitert werden, weshalb nicht länger die Dyade sondern die Triade als soziologische Grundkonstellation verstanden werden muss (2). Dieses Ergebnis scheint auf den ersten Blick nicht viel Neues zu bieten, denn schon Simmel hatte darauf insistiert, dass das Feld des Sozialen nur dann vollständig begriffen werden könne, wenn die dyadische Ich-Du-Konstellation um einen Dritten ergänzt wird. Deshalb wird im weiteren untersucht, inwiefern die hier entwickelte Konzeption des Dritten eine Neuerung gegenüber den den Dritten einbeziehenden Denkfiguren bei Simmel (1908), bei Berger/Luckmann (1980), Luhmann (1972) und

Habermas (1995) darstellt (3). Vor dem Hintergrund dieses Vergleichs lassen sich zwei grundlegende Funktionen des Dritten im Verhältnis zur dyadischen Ego-Alter-Konstellation unterscheiden: die Emergenzfunktion und die konstitutive Funktion des Dritten. Bislang wurde in der soziologischen Theorie nur die Emergenzfunktion berücksichtigt. Die hier vorgestellte empirische Forschung führt dagegen auf die konstitutive Funktion des Dritten (4).

1. Die dyadische Konzeption von Sozialität

In den maßgeblichen soziologischen Theorien der Gegenwart ist eine dyadisch angelegte Konstellation der systematische Ausgangspunkt der Konzeption von Sozialität. Dies gilt auch für diejenigen Theorien, die im Weiteren auf einen dritten Akteur rekurren, um etwa die Emergenz sozialer Positionen (Simmel) bzw. die Emergenz von Institutionen (Berger/Luckmann 1980, Luhmann 1972) zu begreifen. Auch in diesen Theorien bildet zunächst die dyadische Ego-Alter-Konstellation den konstitutiven Ausgangspunkt. Ausgehend von der hochkomplexen Beziehung zwischen mindestens zwei Entitäten wird die Entstehung einer neuartigen Ordnung begriffen, die als vermittelndes Drittes zwischen die Beteiligten tritt. Das entscheidende Charakteristikum dieser Ordnung besteht darin, dass sie nicht mehr auf das Handeln eines Einzelnen zurückgeführt werden kann. Simmel (1908) hatte dies zuerst formuliert: Er beschreibt die Wechselwirkung zwischen einem Ich und einem Du als die notwendige Bedingung für die Entstehung von etwas qualitativ Neuem, dem Vergesellschaftungsprozess und den ihn strukturierenden sozialen Formen. Ähnlich versteht Weber (1921–22) soziale Gebilde wie etwa die legitime Ordnung als etwas Drittes, das dem Ich bzw. dem Du im Rahmen sozialer Beziehungen Handlungschancen sichert. Vergleichbare Denkfiguren finden sich auch bei Mead: Er sieht Symbole und den generalisierten Anderen als vermittelnde Momente zwischen Ich und Anderem (vgl. Mead 1924/25, 1934). Luhmann (1984) setzt diese Tradition fort, wenn er im Anschluss an Parsons (1968b) das Theorem der doppelten Kontingenz zwischen Alter und Ego zum Ausgangspunkt macht, um die Emergenz eines neuartigen Ordnungstypus herauszuarbeiten: soziale Systeme.⁴

⁴ Luhmann stellt hier einen Sonderfall dar. In der frühen Rechtssoziologie (1972) argumentiert er, dass der Dritte notwendig sei, um die Entstehung von Institutionen zu begreifen. Seit der Wende zur Theorie autopoietischer sozia-

1.1 Die formale Struktur der Ego-Alter-Konstellation

Um die dyadische Konzeption von Sozialität, auf die diese Theorien konvergieren, in formaler Hinsicht zu charakterisieren beziehe ich mich auf den Erwartungsbegriff. Für diese Fokussierung lassen sich drei Gründe anführen:

1. Der Erwartungsbegriff ermöglicht es, verschiedene Formen des wechselseitigen Aufeinanderbezogenseins voneinander abzugrenzen und trennscharf soziologisch relevante Phänomene zu bestimmen.
2. Der Erwartungsbegriff ist hinsichtlich seiner Zuordnung zu einem bestimmten Paradigma neutral, er lässt sich zwanglos sowohl in systemtheoretische als auch in handlungstheoretische Konzepte integrieren. Insofern Erwartungen in Routinen, Praktiken und Wahrnehmungen integriert sind, ist der Erwartungsbegriff auch neutral hinsichtlich einer möglichen Berücksichtigung der körperlich-leiblichen und materialen Dimension sozialer Prozesse.
3. Der Erwartungsbegriff lässt sich gut empirisch operationalisieren.

ler Systeme spielt der Dritte dagegen keine zentrale Rolle mehr in der Theoriebildung. Weder in *Soziale Systeme* (Luhmann 1984), noch in *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (Luhmann 1997) wird an systematisch relevanten Stellen auf den Dritten Bezug genommen. Trotz dieser Textlage sieht Schneider (2002) eine Kontinuität auch hinsichtlich der Frage, wie Luhmann die Emergenz sozialer Ordnung versteht. Ich wäre hier zurückhaltender, möchte dieses Problem hier allerdings zurückstellen. Für die Ausarbeitung der konstitutiven Funktion des Dritten, kann diese Frage zunächst vernachlässigt werden. Dies wird in Abschnitt 3 dieses Aufsatzes noch ausführlicher dargelegt werden.

Weiterhin ist es wichtig eine Differenzierung hinsichtlich dessen vorzunehmen, wie in den genannten Theorien das Verhältnis von Ego und Alter zur emergenten Ebene gedacht wird. Dieses Verhältnis kann als „Emergenzkonstellation“ (Lindemann 2005) bezeichnet werden. Sie wird in in den erwähnten Theorien unterschiedlich konzipiert: Luhmann denkt die Emergenz als Entstehung eines neuen Systemtypus „soziale Systeme“; damit geraten Ego und Alter in die Umwelt des Sozialen. Im Unterschied dazu werden etwa bei Simmel und Mead die psychischen und leiblichen Prozesse von Ego und Alter durchaus als Teil des Sozialen gedacht. Die Grenze zwischen emergenter Ordnung und Ego und Alter als Voraussetzung dieser Ordnung verläuft gewissermaßen durch die Individuen hindurch. Für eine Kritik an der Emergenzkonzeption Luhmanns in seiner autopoietischen Phase vgl. Greshoff 1999, 2003.

Hinsichtlich des ersten Punktes ist die Differenz von Erwartungen und Erwartungs-Erwartungen von besonderer Bedeutung: Sozialität ist nämlich nicht an das Vorhandensein einfacher Erwartungen, sondern an das Vorliegen wechselseitiger Erwartungs-Erwartungen gebunden. Dieser Annahme folgend lässt sich die dyadische Konzeption des Sozialen in formaler Hinsicht folgendermaßen beschreiben: Konstitutiv für Sozialität ist eine Beziehung zwischen mindestens zwei Entitäten, die durch Erwartungs-Erwartungen im Verhältnis von Alter und Ego charakterisiert ist. In dieser Beziehung wird als vermittelndes Drittes ein gültiges Geflecht von Erwartungs-Erwartungen gebildet.

Ego nimmt Alter wahr und entwickelt in der Interaktion Erwartungen bezüglich des weiteren Verhaltensablaufs auf der Seite von Alter. Wenn Alter dies entsprechend tut, kann man davon sprechen, dass Ego und Alter ihr Verhalten aufeinander abstimmen. Dabei befinden sich Ego und Alter in einer Situation einfacher Kontingenz, denn unwägbare kontingent ist das Verhalten des begegnenden Gegenübers. Dies ist allerdings nicht der soziologisch relevante Sachverhalt. Dieser erfordert eine weitere Steigerung der Beziehungskomplexität.

Ego ist ein Selbst, das zwischen sich und seiner Umwelt unterscheidet. Es merkt, was es der Umwelt und was es sich selbst zurechnen muss und kann so zwischen Wahrnehmen und Eigenaktivität unterscheiden und beides miteinander vermitteln.

Ego beobachtet Alter als ein Selbst, das seinerseits zwischen Umwelt und Selbst unterscheidet und Wahrnehmen und Eigenaktivität aufeinander abstimmt.

Weiterhin erfährt Ego sich als ein Selbst, das in der Umwelt von Alter vorkommt, d.h. als ein Selbst, das von Alter als ein Selbst beobachtet wird, in dessen Umwelt Alter vorkommt. Es handelt sich bei Ego und Alter jeweils um ein Selbst,

- das seine Umwelt wahrnimmt und sich entsprechend verhält,
- das wahrnimmt, dass in seiner Umwelt ein anderes Selbst vorkommt,
- das erfährt, dass es von seinem Gegenüber als ein Selbst wahrgenommen wird, das sein Gegenüber als ein wahrnehmendes Selbst wahrnimmt.

In einer solchen hochkomplexen Beziehung erfahren sich Ego und Alter wechselseitig real als ein anderes Subjekt; dieser für die soziologische Analyse konstitutive Sachverhalt wurde schon von Simmel (1908: 23) deutlich hervorgehoben.

Damit Ego und Alter ihr Verhalten wechselseitig voneinander abhängig machen bzw. in das jeweils eigene Verhalten das Verhalten des Gegenüber einbauen können, müssen sie voneinander erwarten, dass die jeweils andere den Fortgang der Vermittlung zwischen Wahrnehmen und Eigenaktivität davon abhängig macht, wie sich das Gegenüber präsentiert. Aus der Perspektive von Ego gesprochen: Ego erwartet, dass Alter erwartet, dass Ego das eigene Verhalten vom Verhalten Alters abhängig macht.⁵ Für Ego ist damit sowohl das Verhalten von Alter unwägbar, als auch das eigene Verhalten, denn Ego macht seine Eigenaktivität von den erwarteten Erwartungen Alters abhängig und diese Unsicherheit existiert für Ego als ein praktisch wirksamer Sachverhalt. Das gleiche gilt für Alter entsprechend.⁶

Diejenigen, die miteinander in einer solchen Beziehung stehen, nehmen einander nicht nur wahr, sondern sie müssen anhand der Wahrnehmung entscheiden, ob der wahrgenommene Körper auch als Hinweis darauf gewertet werden kann, dass der andere ebenfalls wahrnimmt und Erwartungen hat. Wenn man nicht davon ausgeht, dass es a priori gesichert ist, wer als ein Alter Ego in Frage kommt, so bleibt nur eine Konsequenz: Die Existenz des Alter Ego schließt immer eine zweifache Deutung ein: zum einen eine fundierende Deutung, durch die entschieden wird, ob es sich überhaupt um ein Gegenüber handelt, das Erwartungen hat; zum anderen eine auf der fundierenden aufbauende Deutung, durch die Ego zu ermitteln versucht, gemäß welcher Erwartungen Ego von Alter wahrgenommen wird. Dieses Konzept der Deutung von Alter nimmt eine Idee Luhmanns auf und führt sie weiter. Luhmann hatte vorgeschlagen, das Verständnis von Kommunikation von ihrem Ende her aufzurollen, d.h. vom Verstehen her (vgl. Luhmann 1984: Kap. 4). Allerdings hatte er noch nicht die Notwendigkeit gesehen, auch die fundierende Deutung systematisch einzubeziehen. Wenn man das tut, so ergibt sich folgende Annahme: In einer soziologischen Perspektive werden Entitäten dann als soziale Akteure bzw. als soziale Personen gewertet, wenn sie miteinander in einer Beziehung stehen, die durch wechselseitige Erwartungs-Erwartungen charakterisiert ist und damit durch eine wechselseitige zweifache Deutung.

⁵ Dies entspricht der Beziehungskomplexität, die sich bei der Übernahme der Rolle des anderen beobachten lässt; vgl. Mead 1924-25.

⁶ Diese hochspezifische Komplexität, die soziale Beziehungen kennzeichnet, ist der sachliche Grund, weshalb Parsons (1968) und Luhmann (1976, 1984) den Terminus doppelte Kontingenz verwenden.

Als beobachtungsleitende Annahmen machen theoretische Konstruktionen Phänomene sichtbar. Wenn es aber auch darum geht, die konstruktiven Annahmen empirisch irritieren zu lassen, muss man die Fragerichtung auch umkehren. In diesem Fall heißt das, die Frage zu stellen: Können die empirischen Bedingungen der Grenzregulation und des Symbolverstehens von ihrer Struktur her noch im Rahmen einer dyadischen Ego-Alter-Konstellation und eines entsprechend dyadischen Kommunikationskonzepts präzise und klar erfasst werden? Aufgrund dieser Umkehrung kann empirische Forschung zu einer Herausforderung für die Theorieentwicklung werden.⁷

1.2 Die Methodologie der zweistufigen Deutung und die Analyse der Grenzen der sozialen Welt

Diese Rekonstruktion der dyadischen Ego-Alter-Konstellation hat eine wichtige methodologische Konsequenz. Bislang wurde in der Soziologie untersucht, wie Ego und Alter ihre Handlungen bzw. ihre kommunikativen Handlungen wechselseitig verstehen können. Die Frage, welche Entitäten als zu verstehende Entitäten gelten können, geriet in den Hintergrund. Sie wird als beantwortet betrachtet. Weder bei Simmel, noch bei Weber noch bei Parsons oder Luhmann wird grundlegend die Frage aufgeworfen, welche Entitäten zu den sozialen Akteuren gerechnet werden können. Die Rekonstruktion des Ego-Alter-Verhältnisses macht dagegen deutlich, dass der im engeren Sinn kommunikativen Deutung logisch eine andere Deutung vorgeordnet ist, nämlich die Deutung, durch die entschieden

⁷ In methodischer Hinsicht weist dieses Verfahren der Theorieentwicklung eine gewisse Verwandtschaft mit der „grounded theory“ (vgl. Glaser/Strauss 1967) auf. Der gravierende Unterschied besteht allerdings darin, dass in der grounded theory darauf verzichtet wird, die gegenstandskonstitutiven sozialtheoretischen Annahmen als solche zu explizieren. Das die Forschung anleitende Verständnis von Sozialität wird anders als bei einem kritisch-systematischen Verfahren nicht expliziert. Methodisch hat dies eine gravierende Konsequenz, die das Verständnis des für die grounded theory zentralen „Kodierparadigmas“ betrifft. Strauss (1994: 57) glaubt, ein einheitliches Kodierparadigma formulieren zu können, das für die Forschung gemäß der grounded theory verbindlich ist. Eine Forschung, die sich an einem kritisch-systematischen Vorgehen orientiert, ist dagegen dazu gezwungen, ein „Kodierparadigma“ theoretisch zu begründen. Entsprechend des zugrunde gelegten Sozialitätsverständnisses ist mit einem je unterschiedlichen „Kodierparadigma“ zu rechnen. Im Unterschied dazu gerät die Theoriegeleitetheit des „Kodierparadigmas“ in der grounded theory nicht in den Blick.

wird, ob eine begegnende Entität überhaupt als Kommunikant zu behandeln ist. Eine solche beobachtungsleitende Annahme sensibilisiert in der empirischen Forschung für zwei Problemstellungen.

1. Wie wird die fundierende Deutung reguliert, d. h., wie wird die Grenze zwischen denjenigen Entitäten, die als soziale Personen existieren, und anderen Entitäten gezogen?
2. Worin bestehen die einfachen empirischen Bedingungen des Verstehens von Symbolen in der Ego-Alter-Konstellation?

Insofern die fundierende Deutung in den Mittelpunkt gerückt und empirisch zum Gegenstand gemacht wird, tritt der kritisch-systematische Ansatz der Theorientwicklung in Konkurrenz zu den Analysen der Grenzen der Sozialwelt, die von Luckmann sowie von Latour und Callon vorgelegt worden sind. Wenn man es systematisch zum Problem macht, wer ein Alter Ego sein kann, so ist dies äquivalent zu der Problematisierung dessen, welche Entitäten in welcher Weise als soziale Akteure zu werten sind. Luckmann hatte schon 1970 die Frage aufgeworfen, ob der Kreis der sozialen Akteure mit dem Kreis der lebendigen Menschen identifiziert werden kann, und mit nein beantwortet (vgl. Luckmann 1970). Es sei vielmehr historisch veränderlich, wie die Grenzen der Sozialwelt gezogen werden. Luckmann zufolge würde die soziologische Forschung ethnozentrisch verfahren, wenn sie von vornherein davon ausginge, dass nur lebende Menschen soziale Akteure sein können. Als Bezugspunkt dient ihm die ethnologische Forschung, die zutage fördere, dass auch Pflanzen, Tiere oder Verstorbene als soziale Akteure auftreten könnten. Von ganz anderer Seite wurde im weiteren Verlauf der siebziger Jahre das anthropologisch fundierte Akteurskonzept ebenfalls in Frage gestellt. Beginnend mit den Arbeiten von Latour und Woolgar (1979) wurde in der empirischen Wissenschaftsforschung die Frage aufgeworfen, ob nur menschliche Akteure berücksichtigt werden müssten, um ein angemessenes Verständnis des Forschungshandelns von Wissenschaftlern im Labor zu erarbeiten (vgl. Callon 1986, Knorr Cetina 1991, Latour 1988).

Sowohl Luckmann als auch die Autoren der empirischen Wissenschaftsforschung insistieren darauf, dass durch einen historisch veränderlichen Deutungsprozess festgelegt wird, wer als ein sozialer Akteur auftreten kann. Entsprechend müsse sich die sozialwissenschaftliche Forschung der Frage zuwenden, wie die Grenzen der Sozialwelt je historisch neu gezogen werden. Hinsichtlich der Frage, wie dabei vorzugehen sei, unterscheiden sich die Vorschläge allerdings gravierend. Luckmann rekur-

riert auf eine transzendente Bewusstseinssphäre, von der her die Zuerkennung des Status des sozialen Akteurs erfolgt.⁸ In der empirischen Wissenschaftsforschung werden dagegen unhinterfragt Akteure (nämlich: Techniker und Wissenschaftler) vorausgesetzt, die im Weiteren anderen Entitäten den Akteursstatus attribuieren können.⁹

Diese Vorschläge sind in methodischer Hinsicht auf je unterschiedliche Weise problematisch. Wenn man es nicht von vornherein ausschließen möchte, dass die eigenen beobachtungsleitenden Vorannahmen durch die empirische Forschung in Frage gestellt werden, muss man auf transzendentaltheoretische Konzeptionen verzichten. Damit wird es unmöglich, sich methodisch an Luckmann anzuschließen.¹⁰ Aus anderen Gründen ist es aber ebenfalls nicht angebracht, dem Vorgehen der empirischen Wissenschaftsforschung zu folgen, denn dieses beinhaltet einen merkwürdig naiven Empirismus. Latour und Callon bieten nämlich kein irgendwie nachvollziehbares Verfahren dafür an, wie sie als Beobachter den Kreis der Akteure festlegen (vgl. Lindemann 2002a: 63). Vielmehr wird ohne weitere Reflexion vorausgesetzt, dass nur lebende Menschen soziale Akteure sein können, die darüber hinaus die Macht haben, anderen Entitäten den Akteursstatus zu attribuieren oder ihnen diesen Status abzusprechen. Durch den Rekurs auf einen solchen Attributionsprozess kann nicht geklärt werden, wie der beobachtende Soziologe weiß, dass die Akteure, die attribuieren können, solche Akteure sind, die etwas attribuieren können.

In methodischer Hinsicht ergibt sich ein doppeltes Problem: Die Bestimmung von Sozialität muss so angelegt sein, dass prinzipiell auch die Interaktionen von bzw. mit nichtmenschlichen Akteuren i. S. einer sozialen Interaktion gedeutet werden können müssen. Dabei besteht aber die Gefahr einer beliebigen Ausweitung des Gegenstandes sozialwissenschaftlicher Forschung, denn es ist nicht mehr erkennbar, wie überhaupt noch irgendein Phänomen ausgeschlossen werden können soll. Denn bei einer radikalen Ausweitung des Akteurskonzepts gibt es keinen Grund mehr, etwa die Wechselwirkungen zwischen Grashalmen auszuklammern.

Der kritisch-systematische Ansatz vermeidet diese methodischen Probleme, indem er mit einer kriti-

⁸ Mit diesem Ansatz fällt Luckmann hinter die Kritik von Schütz an Husserls transzendentaltheoretischer Lösung des Problems des Alter Ego zurück; vgl. hierzu Lütcke 2005.

⁹ In eine ähnliche Richtung argumentiert Werle (2002).

¹⁰ Für eine ausführliche Kritik der transzendentaltheoretischen Lösung vgl. Lindemann 2002a: 64ff.

schen Bestimmung von Sozialität arbeitet. Dadurch wird das methodisch fragwürdige Vorgehen der empirischen Wissenschaftsforschung vermieden, bestimmte Entitäten des Feldes unkritisch als soziale Akteure zu werten, die im Weiteren etwas attribuieren können. Im Unterschied zu Luckmann wird die forschungsleitende Annahme aber nicht i. S. einer transzendentalen Annahme begriffen, d. h., sie ist ihrerseits durch die Ergebnisse der empirischen Forschung irritierbar. Bei einer so angelegten Forschung ist es von Anfang an einkalkuliert, dass die Forschungsergebnisse es erforderlich machen, auch die grundlegende formale Annahme zu modifizieren.¹¹

Das Ergebnis einer Untersuchung, die sich an dieser Forschungsperspektive orientierte, soll jetzt vorgestellt werden.

2. Die konstitutive Funktion des Dritten

Die nachfolgend vorgestellten Daten sind Teil einer umfangreichen Studie, die 2000 abgeschlossen wurde.¹² Der Zeitraum der Datenerhebung umfasste ungefähr zwei Jahre – von 1997 bis 1999. Dabei habe ich in vier verschiedenen settings teilnehmend beobachtet: neurologische Intensivmedizin (Beobachtungszeit: zwei Monate, über mindestens 5 Tage in der Woche für ungefähr 4 bis 12 Stunden pro Tag, durchschnittlich ca. 8 Stunden); neurochirurgische Intensivmedizin (Beobachtungszeit: zwei Monate, über mindestens 5 Tage in der Woche für ungefähr 4 bis 12 Stunden pro Tag, durchschnittlich ca. 8 Stunden); neurologische Frührehabilitation (5 Tage mit einer durchschnittlichen Beobachtungszeit von 8 Stunden); zwei Organentnahmen (Beobachtungszeit: 8 Stunden und 16 Stunden). Darüber hinaus habe ich mehrere Konferenzen besucht und 30 medizinische Experten interviewt, die speziell mit den Problemen der Diagnose und Behandlung von apallischen Patienten oder der Hirntoddiagnostik vertraut waren. Zuvor war schon die offizielle wissenschaftliche sowie die entsprechende graue Literatur aus der Zeit der Entstehung des Hirntodkonzepts umfassend recherchiert worden.

Bei der Datenerhebung und Interpretation hatte die oben explizierte Theorie des Sozialen eine orientierende Funktion: Die komplexe, durch Erwartungen-Erwartungen gekennzeichnete Wechselsei-

tigkeit diene dazu, im Feld soziale Beziehungen bzw. soziale Akteure zu identifizieren (vgl. Lindemann 2001, 2002a, 2003). Dabei diene mir Sprache als ein einfach zu handhabendes Kriterium. Diejenigen Entitäten, die sich sprachlich aufeinander beziehen, habe ich als soziale Akteure gedeutet. Denn ein sprachlicher Bezug aufeinander beinhaltet notwendigerweise Erwartungs-Erwartungen. Dies wird weiter unten detailliert ausgearbeitet. Nach der Identifikation einer Kernklasse von Akteuren, konzentrierte sich die Analyse darauf, wie im Feld mit zweifelhaften Entitäten umgegangen wird. Wie wird entschieden, ob jemand eine soziale Person ist oder ob er aus diesem Kreis herausfällt?

Für die weitere Argumentation beziehe ich mich auf die Daten, die den Beobachtungen der neurologischen Frührehabilitation entstammen.¹³ Neurologisch schwerstgeschädigte Patienten werden auf eine solche Station überwiesen, wenn ihr Zustand medizinisch soweit stabilisiert ist, dass sie selbständig atmen können und es Anlass zu der Hoffnung gibt, dass sie wieder einen Zustand erreichen werden, in dem sie ihre Umwelt bewusst wahrnehmen und auf sie reagieren. Initial ist es fraglich, ob solche Patienten überhaupt ihre Umwelt bewusst wahrnehmen. Wenn das als gesichert gilt, müssen solche Patientinnen wieder lernen, Wahrnehmen und Eigenaktivität miteinander zu koordinieren. Schon einfachste Formen der Nahrungsaufnahme stellen dann eine anspruchsvolle Koordinationsleistung dar. Wenn ein Patient z. B. mit einem Teelöffel voll Bananenbrei gefüttert wird, muss er den Brei in seinem Mund bemerken, ihn mit geeigneten Bewegungen durch den Mund befördern und dann schlucken. Dabei muss anfangs das Problem gelöst werden, dass der Patient nicht panisch reagiert, wenn er überhaupt etwas in seinem Mund bemerkt. Nach einer langen Phase der künstlichen Ernährung, kann es offensichtlich eine höchst beunruhigende Erfahrung sein, überhaupt etwas im eigenen Mund zu spüren. Erst wenn diese Schwierigkeit überwunden ist, kann es darum gehen, Brei zu essen. Die dabei erforderliche hochanspruchsvolle Koordination von Merken und Wirken muss die Patientin mühevoll neu lernen. Wenn solche elementaren Wahrnehmungs- und Koordinationsleistungen zumindest im Ansatz gelingen, kann sich im Weiteren die Frage stellen, ob ein Patient aktuell als ein Symbole verwendender Körper existiert.

Die einfachste Form einer Symbolverwendung, die ich beobachten konnte, besteht darin, auf eine Frage mit Ja oder Nein zu antworten.¹⁴ D. h. konkret:

¹¹ Für eine genauere Beschreibung des methodischen Vorgehens vgl. Lindemann 2002a: Kap. 1 u. 2, 2003: Kap. 1.

¹² Die Ergebnisse wurden in zwei Bänden publiziert: Lindemann 2002a, 2003.

¹³ Für das weitere vgl. Lindemann 2002: 294ff.

¹⁴ Diese Form der Symbolverwendung war auch diejenige

Kann die Geste einer Patientin, die eine schwere neurologische Schädigung erlitten hat, i. S. einer Ja/Nein-Antwort auf eine Frage verstanden werden, d.h. als ein Symbol für Ablehnung oder Zustimmung.

In der feldinternen Terminologie wird dies als Verwendung eines „Ja/Nein-Kodes“ durch die Patientin bezeichnet. Bei der Verwendung eines solchen Kodes müssen zwei Probleme geklärt werden:

1. Wie wird der Patientenkörper als ein Symbole verwendender Körper gedeutet?
2. Welche Gesten können als Symbole gedeutet werden, die ja oder nein mitteilen?

Mit Mead ist die Verwendung eines Ja/Nein-Kodes problemlos als ein Gebrauch von Symbolen zu verstehen, denn was das Verständnis von Ja-Gesten und Nein-Gesten betrifft, reagieren Ego und Alter in gleicher Weise auf das Symbol, das dadurch zu einem signifikanten Symbol wird (vgl. Mead 1924–25: 323).¹⁵ In der hier verwendeten Terminolo-

gie der Erwartungs-Erwartungen lässt sich die den Ja/Nein-Kode tragende Beziehungsstruktur präzise beschreiben. Wer eine Geste als Symbol für Zustimmung oder Ablehnung bei der Beantwortung einer Frage verwendet, muss realisiert haben, dass an ihn eine Frage gestellt wurde. Dies beinhaltet, die Erwartung des Fragenden zu antizipieren, auf seine Frage eine Antwort zu erhalten. Wenn derjenige, der die Antwort erhält, das Verhalten des Gegenübers mit Bezug auf diese Beziehungskomplexität auffasst, nimmt er das Gegenüber nicht einfach nur als Körper wahr, der auf einen Reiz reagiert oder Gefühle zeigt, sondern als ein Bewusstsein, das sich als in der Beziehung stehend erfährt und sein Verhalten von der Beziehungskonstellation her steuern lässt. Genau diesen Sachverhalt muss eine Patientin in ihrer Reaktion auf die Frage zeigen. Es muss am Verhalten ablesbar sein, dass die Patientin auf die Erwartung des Fragenden, eine Antwort zu erhalten, reagiert hat. Nur in diesem Fall gilt ihr Verhalten als ein Verhalten, das die Verwendung eines Ja/Nein-Kodes, d.h. eines Symbols für Ablehnung oder Zustimmung, belegt.

Bei meiner Beobachtung habe ich mich auf die professionellen Interpretinnen der Patientenkörper beschränkt. Dazu gehören zum einen Therapeutinnen (Musik- und Ergotherapie, Logopädie), Schwestern und Ärzte. Indirekt wurde ich auch mit Deutungen von Angehörigen vertraut, nämlich insofern, als diese von professionellen Interpretinnen diskutiert und entweder verworfen oder angenommen wurden.

Die Klärung der Frage, ob ein Patientenkörper symbolisch kommuniziert, ist ausgesprochen schwierig, denn es steht nicht von vornherein fest, welche Gesten als Symbole zu betrachten sind. Es kann eine Bewegung der Augenbraue sein oder eine Blickwendung in eine bestimmte Richtung, eine Kopfbewegung o. ä. Solche Gesten müssen drei Anforderungen genügen, die man auch als Interpretationsregeln bezeichnen kann:

1. Die Regel des zeitlichen Zusammenhangs: Die Reaktion des vielleicht kommunizierenden Körpers ist nur dann eine Antwort, wenn sie zeitlich dicht auf die Frage folgt. Es ist nicht von vornherein festgelegt, wann die Antwort spätestens zu erfolgen hat. Aber der Zeitraum wird in wenigen Sekunden und nicht etwa in Minuten oder Stunden bemessen.
2. Die Regel der Angemessenheit: Die Reaktion des vielleicht kommunizierenden Körpers ist nur dann eine Antwort, wenn die Fragende die Antwort als sinnvolle Antwort auf ihre Frage verstehen kann.

Interaktion, die als einfachste Form sprachlicher Interaktion bezeichnet werden kann. Die anfänglich verwendete Strategie, sprachliche Interaktionen als konstitutiv durch wechselseitige Erwartungs-Erwartungen strukturiert anzusehen, kann damit als empirisch legitimiert gelten.

¹⁵ Allgemein spielt der Symbolbegriff in der Soziologie vor allem in Anschluss an Mead eine Rolle. Dessen Theorie des „signifikanten Symbols“ (Mead 1924–25) lässt sich als ein weiterer Beleg dafür heranziehen, dass die in den verschiedenen soziologischen Theorieansätzen formulierten grundlegenden Sozialitätskonzeptionen konvergieren. Mead begreift das signifikante Symbol nämlich als etwas Drittes, das zwischen Ego und Alter vermittelt und es ihnen erlaubt, ihre Handlungen in hochkomplexer Weise aufeinander abzustimmen. Die konstitutive Bedingung für die Entstehung von signifikanten Symbolen ist für Mead die Zweierbeziehung. Eine (Laut-)Gebärde ist nämlich dann ein signifikantes Symbol, wenn es in dem, der sie äußert, die Tendenz zu der gleichen Reaktion hervorruft, wie in dem, an den sie gerichtet ist; vgl. Mead 1924–25: 323. Genau genommen ist eine Vielzahl von Zweierbeziehungen erforderlich, denn das Individuum muss die Erfahrung machen, dass nicht nur ein anderer, sondern viele andere in der gleichen Weise auf die Gebärde reagieren, wie es selbst; vgl. Mead 1922: 296f. D.h.: Ego macht mit vielen, die ihm gegenüber die Rolle des Alter einnehmen, die gleiche Erfahrung. Die darin enthaltene Generalisierung bezeichnet Mead als Bezug auf einen verallgemeinerten Anderen. Diese Konzeption des signifikanten Symbols sowie die darin enthaltene Generalisierung sind im Weiteren in die empirischen Analysen des symbolischen Interaktionismus als leitende Annahme eingegangen. Es wurde dabei aber nie das Konzept des signifikanten Symbols selbst mit den Mitteln empirischer Forschung zum Gegenstand gemacht. Vgl. etwa Strauss 1967.

3. Die Regel der Allgemeinheit: Die Reaktion des vielleicht kommunizierenden Körpers ist nur dann eine Antwort, wenn eine deutlich wieder erkennbare Geste möglichst gegenüber mehreren oder allen Beobachtern in dichtem zeitlichen Abstand als Reaktion auf die Frage folgt.

Die Fragen, deren Beantwortung auf diese Weise kontrolliert wird, sind sehr einfach. Sie ergeben sich aus den Erfordernissen der Therapie bzw. des medizinischen und pflegerischen Umgangs mit der Patientin. „Tut es weh?“ ist z. B. eine häufig gestellte Frage bei der Ergotherapie. In deren Rahmen werden die Arme und Beine eines Patienten, die bei Wachkomapatientinnen in bizarren Körperhaltungen verkrampft sind, gegen die Muskelanspannung rein mechanisch in eine alltäglichere Haltung hineingebogen. Wenn z. B. die Füße dauerhaft gestreckt sind, ist es für die Patienten unmöglich zu stehen, denn die Haltung ihrer Füße würde es nur erlauben, mit den Zehenspitzen den Boden zu berühren. In einem solchen Fall wird der Fuß rein mechanisch in einen rechten Winkel zum Bein gebogen. Derartige Prozeduren sind für den Patienten oft schmerzhaft und werden deshalb nur dosiert durchgeführt. Bei der Musiktherapie werden einer Patientin Musikstücke vorgespielt, oder sie kann mit Klangkörpern arbeiten. In diesem Kontext kann eine Frage lauten: „Gefällt dir die Musik?“ oder „Gefallen dir diese Klangkörper?“

Wenn ein Patient als Reaktion auf eine solche Frage eine Reaktion zeigt, muss entschieden werden, ob diese als „Ja-Geste“ oder „Nein-Geste“ zu werten ist. Wenn es sich bei der Geste um eine symbolische handelt, zeigt die Patientin: Sie hat die Lautfolge „gefällt Dir die Musik?“ als Frage verstanden und reagiert deshalb auf die Lautfolge nicht wie auf einen einfachen Wahrnehmungsreiz, sondern sie versteht die Frage und reagiert auf die in der Frage enthaltene Erwartung, eine Antwort zu bekommen. Wenn die Reaktion für den Therapeuten einsichtigerweise den drei genannten Regeln folgt, handelt es sich um ein Symbol. Die Patientin reagiert z. B. immer wieder mit einem Heben der Augenbraue für „ja“ und zwar in einem dichten zeitlichen Abstand, d. h. innerhalb von ca. 1–3 Sekunden. Darüber hinaus muss die Antwort als nachvollziehbar erscheinen. Dies wird z. B. durch Gegenfragen geprüft. Eine Patientin sollte auf Gegenfrage „gefällt Dir die Musik nicht?“ keinesfalls mit dergleichen Geste wie auf die erste Frage reagieren. Tut sie es, wird sie nicht als Symbolverwenderin interpretiert. In jedem Fall muss die Geste einen Allgemeinheitswert haben, d. h., der Therapeut interpretiert die Geste dann als ein Symbol, wenn er erwartet,

dass ein anderer Therapeut diese Geste ebenfalls wiedererkennbar im Sinne eines Ja/Nein-Kodes deuten wird. Dadurch wird systematisch eine „folie à deux“ ausgeschlossen. Jeder Interpret des vielleicht kommunizierenden Patientenkörpers, der eigensinnig darauf beharrt, einen Ja/Nein-Kode zu entdecken, wo ihn niemand anders entdecken kann, verspielt seinen Ruf als Interpret von Patientenkörpern und wird im Weiteren nicht mehr ernst genommen.

Das Problem der eigensinnigen Interpretation eines Patientenkörpers möchte ich am Beispiel einer Patientin genauer explizieren. Es handelt sich um ein dreizehn Jahre altes Mädchen, Vera. Als sie auf die Frührehabilitation überwiesen wurde, glaubten die Therapeutinnen zunächst eine Geste, nämlich das Schließen der Augen, als Symbol einer Bejahung interpretieren zu müssen. Dies ließ sich im Weiteren aber nicht konsistent bestätigen. Im Gegenteil: Je mehr die Mitglieder des medizinischen und therapeutischen sowie des Pflegepersonals die Patientin kennen lernten, desto eher gelangten sie zu der Ansicht, dass Vera keinen Ja/Nein-Kode verwandte. Nachdem die Patientin zu einer sozialen Person auf Probe geworden war, wurde sie – bis auf weiteres – aus dem Kreis möglicher Symbolverwenderinnen ausgeschlossen. Der Augenschluss wurde als zufällige Bewegung gedeutet, der kein symbolischer Gehalt zukam. Dies war die abschließende Interpretation, als die Patientin nach einem halben Jahr von der Frührehabilitation nach Hause verlegt wurde.

Dieser Verlauf lässt sich anhand von Fallbesprechungsprotokollen gut nachvollziehen. Etwa alle 6 Wochen werden der aktuelle Zustand und die erwartbare Entwicklung eines Patienten sowie der Sinn einzelner therapeutischer Maßnahmen von den Mitarbeitern der Station in einer Fallbesprechung diskutiert. Daran nehmen Vertreterinnen aller in die Behandlung involvierten Berufsgruppen teil: Ärzte, Therapeutinnen und Pfleger.

Ich zitiere aus den Protokollen die für die Verwendung des Ja/Nein-Kodes einschlägigen Passagen:

Fallbesprechungsprotokolle Vera

Protokoll 1: In ruhigen Phasen beantwortet Vera einfache Fragen meist adäquat mit Augenschluss für ja, in Erregungsphasen ist dies jedoch deutlich eingeschränkt bis aufgehoben.

Protokoll 2: Teilweise adäquater Ja/Nein-Kode über Augenschluss mit Besserungs-/Festigungstendenz. Über Kontrollfragen soll eine weitere Festigung erreicht werden.

Protokoll 3: Vera ist in den letzten Wochen deutlich ruhiger geworden, schreit weniger, würde dafür vermehrt teilweise auch adäquat lächeln. Ja/Nein-Kode nach Angaben der Mutter bei ihr zu ca. 80 % nachvollziehbar.

Protokoll 4: Bisher kein adäquater Ja/Nein-Kode nachweisbar, zeitweise Augenschluss für „Ja“ beobachtet.

Diese Protokolle weisen deutlich auf zwei unterschiedliche Interpretationen hin. Während die professionellen Interpreten zu dem Schluss kommen, dass Vera keinen Ja/Nein-Kode verwendet, beharrt ihre Mutter darauf, sie könne bestimmte Gesten ihrer Tochter konsistent im Sinne eines Symbolgebrauchs interpretieren. Diese Deutung wurde von den professionellen Interpretinnen zunehmend als eigensinnig disqualifiziert. Im Prinzip sind Ärzte, Pfleger und Therapeutinnen dazu bereit, den initialen Deutungen von Angehörigen zu folgen. Die Letzteren gelten zumindest bei einigen Professionellen als besonders subtile und feinsinnige Interpreten, die es vermögen, einen Ja/Nein-Kode schon in seinen frühen Stadien zu entdecken. Allerdings gelten diese Interpretationen nur dann dauerhaft, wenn sie ihrerseits eine Bestätigung durch einen Dritten zulassen und sich auch unter dieser Bedingung dauerhaft bewähren.¹⁶

Auf den ersten Blick könnte man geneigt sein, die unterschiedlichen Interpretationen auf den Grad der Vertrautheit mit der Patientin zurückzuführen. Die Mutter als enge Bezugsperson versteht ihre Tochter besser als die professionellen Interpreten. Diese Interpretation ist in Anbetracht der Datenlage allerdings schwer zu halten. Gerade am Anfang, als die Ärzte, Schwestern und Therapeutinnen die Patientin noch nicht so gut kannten, wurden ihre Gesten im Sinne eines Ja/Nein-Kodes gedeutet. Erst als die Mitarbeiter des medizinischen und therapeutischen Personals Vera näher kennen gelernt hatten, kamen sie zu der Auffassung, dass eine konsistente Symbolverwendung bei ihr nicht vorliegt. Der Prozess des Kennenlernens hat zwar zu einem differenzierten Verständnis von Veras Gefühlsäußerungen geführt, aber zugleich in Frage gestellt, dass sie Symbole verwendet. Ein Beispiel für die Interpretation des affektiven Zustandes ist die Diskussion um das Verständnis des Weinsens der Patientin. Es geht darum, ob das Weinen als ein Ausdruck von Schmerzempfinden oder als ein Gefühlsausdruck, in diesem Fall als einer von Ärger, zu verstehen ist. Ich zitiere aus meinen Feldnotizen.

Ein Arzt (Herr Nebeln) wirft an einer anderen Stelle die Frage auf, ob das Weinen, wenn Vera etwas nicht passt, zu unterscheiden sei davon, wie sie weint, wenn sie Schmerzen habe. T-Schlosser (sinngemäß): „Das ist klar auseinander zu halten. Wenn Vera Schmerzen hat, ist es dieses ganz hohe Weinen.“

Nachdem die Mitarbeiter der Station mit der Patientin gut bekannt geworden sind, sind sie zu differenzierten Interpretationen der visuellen und lautlichen Gebärden in der Lage. Vera wird als ein physisches Gegenüber anerkannt, das sowohl sich selbst (sie empfindet Schmerz) als auch seine Umgebung wahrnimmt und auch wahrnimmt, wie sie sich in der Beziehung zu dieser fühlt. Dies beinhaltet auf Veras Seite u. a. Erwartungen an den Verlauf einer Interaktion zu entwickeln und Ärger auszudrücken, wenn diese enttäuscht werden, d. h., wenn ihr etwas nicht passt.¹⁷ Wenn Therapeutinnen und Schwestern wahrnehmen, dass die Patientin Erwartungen entwickelt, heißt das aber noch nicht, dass Veras Verhalten als Hinweis darauf gewertet wird, dass die Patientin ihrerseits Erwartungen auf der Seite der Therapeutinnen antizipiert. Aber erst wenn das gegeben ist, kann von wechselseitigen Erwartungs-Erwartungen die Rede sein. Diese komplexere Form der Beziehung wird erst dann offensichtlich, wenn es um die Etablierung von Symbolen geht, z. B.: um die Etablierung eines Ja/Nein-Kodes. Genau an diesem Punkt waren sich nun die professionellen Interpretinnen einig, dass Veras Reaktionen nicht in einem solchen Sinne verstanden werden können.

Ich zitiere aus einem Interview mit einer Therapeutin:

Frage: Also zumindest bei Vera, würden Sie sagen, so wie Sie das erfahren, dass es mit dem Ja/Nein-Kode nicht hin- und her geht?

IP: Nein. Es ist schwierig, das in Worte zu fassen teilweise. Also bei der Vera ist es so. Wenn es ein Ja war, dann kam es, also das muss man auch bedenken, dann kam es verzögert. Also da muss man wirklich drei, vier bis fünf Sekunden warten. ... Das war erstens zu verzögert und teilweise kam dann gar nichts oder es war auch nicht adäquat auf die Frage hin.

Die Antwort rückt das Problem des zeitlichen Rhythmus in den Mittelpunkt. 3–5 Sekunden erscheinen dem Therapeuten als eine lange Zeit, wenn es darum geht, auf die Antwort von jemand zu warten, bei dem es ungewiss ist, ob er seine Bewegungen an den Symbolen eines Ja/Nein-Kodes orientiert. Es kommt nicht auf die Sekunde an, aber irgendwann während eines Zeitraums, der sinnvollerweise in Sekunden und nicht in Minuten bemessen werden können sollte, muss eine Reaktion erfolgt sein, oder die elementare Zuordnung

¹⁷ Bei der Fallbesprechung beschreibt eine Therapeutin, dass Vera ärgerlich geweint habe, als jemand mitten in die Therapiesitzung hereingekommen sei. Die Therapeutin habe den Eindruck gehabt, dass Vera dies total genervt habe; vgl. Lindemann 2002a: 292f.

¹⁶ Für eine ausführliche Diskussion dieses Problems vgl. Lindemann 2002a: 305f.

der Reaktion zur Frage gelingt nicht mehr. Alle Reaktionen, die später erfolgen, werden erst gar nicht darauf hin beobachtet, ob sie als angemessene Reaktionen bewertet werden können oder nicht. Veras Reaktionen sind so langsam, dass sie schwerlich als Antwort auf die Frage bezogen werden können.

Wenn die Patientin in einem angemessenen Zeitraum reagiert, muss ihre Reaktion auch im Sinne der Angemessenheitsregel verstanden werden können. In einer Interviewpassage beschreibt eine Therapeutin, wie dies geprüft wird: durch die Verwendung von Gegenfragen.

IP: Am Anfang sah es so aus, als würde sie ihre Augen schließen, um ja zu sagen und mit der Zeit habe ich festgestellt, dass sie das recht oft macht, dass die Augen recht lang langsam auch zugehen und wieder aufgehen. Also vielleicht auch ein verzögertes Blinzeln oder irgend etwas. Also das kommt dann immer wieder. Es kommt auch wenn man gar nichts fragt, kommt dann diese Reaktion. Also ich hab dann für mich irgendwie gedacht, nee, das ist nicht eindeutig und auch auf die Gegenprobe und so, das stimmt alles nicht zusammen.

Veras Reaktionen können also nicht sinnvoll gemäß den beiden ersten Interpretationsregeln gedeutet werden. Die Patientin reagiert zu langsam, und viele der Reaktionen, die schnell genug erfolgen, sind zu inkonsistent, als dass sie i. S. eines Ja/Nein-Kodes gewertet werden könnten. Die Inkonsistenz ergibt sich daraus, dass die „Gegenprobe“ nicht hinkommt, d. h., dass auf die Kontrollfrage keine Reaktion erfolgt, die die erste Uneindeutigkeit beseitigen könnte. Wenn es unklar ist, ob die Frage „Gefällt Dir die Musik?“ mit einer symbolischen Geste beantwortet wird, so kann dies durch die Gegenfrage „Gefällt Dir die Musik nicht?“ nicht weiter aufgeklärt werden. Eine zusätzliche Schwierigkeit besteht darin, dass bei Vera die Gesten, die als Kandidaten für einen Ja/Nein-Kode gewertet werden, auch außerhalb des Fragekontextes zu oft beobachtet werden können. Deshalb ist es für die professionellen Interpretinnen nicht auszuschließen, dass die Geste auch erfolgt wäre, wenn sie nicht gefragt worden wäre.

Die ersten beiden Regeln (zeitlicher Zusammenhang und Nachvollziehbarkeit) könnte man problemlos von einer dyadischen Konstellation her begreifen. Sie lassen sich rekonstruieren, ohne dabei strukturell mehr als zwei Akteure, nämlich die Patientin und die Therapeutin zu berücksichtigen. Dies ist nun bei der letzten Regel nicht mehr der Fall. Diese beinhaltet eine grundlegende Triangulierung der Dyade. Es gibt nicht zwei Dyaden: Patient-Therapeut/1 sowie Therapeut/1-Therapeut/2, die

beziehungslos nebeneinander bestehen, sondern das Geschehen innerhalb der dyadischen Konstellation Patient-Therapeut/1 wird strukturell davon bestimmt, was sich in der Dyade Therapeut/1-Therapeut/2 ereignet bzw. was in dieser Hinsicht antizipiert wird. Therapeut/2 wird dadurch zum Dritten der Dyade Therapeut/1-Patient. Ich zitiere hierzu aus den Interviews mit zwei Therapeuten:

IP: Ein Ja/Nein-Kode spricht sich schnell rum bei allen Therapeuten. Es ist dann immer noch die Frage, welcher Ja/Nein-Kode sich dann etabliert. Das ist dann immer sehr unterschiedlich, weil dann sagt die Pflege, er macht es so und so oder sie macht es so und so und dann sagt jemand von den Therapeuten, nee ich hab gedacht, der geht so und so und dann kann es sein, dass wir auch erst einmal unterschiedliche Codes anwenden in der Anfangszeit. Das wird dann meistens in der Teambesprechung geklärt. Da wird das dann erzählt und dann geht die Diskussion los, nee ich habe das doch anders gesehen und dann sagt man, ok wir müssen uns natürlich einigen, wir können nicht drei verschiedene Sachen dem Patienten anbieten. Das kann ja kein Mensch koordinieren. Und dann geht es eigentlich relativ schnell. Wenn es irgendjemand feststellt, da gibt es ne Möglichkeit, er kann ganz bewusst es steuern irgend ne Reaktion, dann geht es vielleicht – weiß nicht – ne Woche oder so, dann ist es eigentlich geklärt für alle. Oder wir hängen dann einen Zettel übers Bett, ja bedeutet dies, nein bedeutet dies.

IP: Das man dann sagt, dass es wirklich adäquat ist bei einem Patienten, das muss man dann wirklich über mehrere Tage und Wochen beobachten und wenn es mehrere dann wirklich sagen: der Ja/Nein-Kode ist wirklich adäquat.

Es muss notwendigerweise eine Initialzündung geben. Irgendjemand (Therapeut, Angehörige, Pfleger, Ärztin) interpretiert einen Patienten als Symbolverwender und berichtet davon, dass eine bestimmte Geste als Bestandteil eines Ja/Nein-Kodes gedeutet werden kann. Damit wird der Patient zu einer sozialen Person auf Probe. Aus einer soziologischen Perspektive existiert er jetzt aktuell beobachtbar in einer Konstellation, die durch Erwartungs-Erwartungen gekennzeichnet ist. Wenn es gelingt, die initiale Feststellung durch eine Kaskade weiterer Bestätigungen zu festigen, wird der Patient im Feld zu einem Symbolverwender. Im Sinne der soziologischen Beobachtung ist damit das Problem der fundierenden Deutung gelöst, und es ist geklärt, wie die Gesten des Patienten zu verstehen sind. Gelingt die Bestätigungskaskade aber nicht, fällt der Patient im Feld aus dem Kreis möglicher Symbolverwender heraus; das Problem der Grenzregulierung ist also auf andere Weise gelöst. Im Sinne soziologischer Beobachtung kann der Patient dann bis auf weiteres nicht mehr zu denjenigen Entitäten gezählt werden, die aktuell miteinander in ein Verhältnis hineingeraten können, das durch Erwartungs-Erwartungen

gen gekennzeichnet ist.¹⁸ Die Notwendigkeit der Bestätigung durch Dritte bezeichnet eine Art common sense der Station. Dieser führt dazu, dass eine initial in der dyadischen Interaktion beobachtete Symbolverwendung ohne die Bestätigung durch Dritte im Weiteren als entwertet gilt.

Der Notwendigkeit, die zunächst in der dyadischen Interaktion entwickelte Interpretation der Gesten der Patientin einer Triangulierung zuzuführen, werden von den professionellen Interpreten der Patientengesten auch die Deutungen von nahen Angehörigen unterworfen. Veras Mutter, die darauf beharrt, einen Ja/Nein-Kode zu entdecken, wo ihn niemand anders mehr beobachten kann, galt auf der Station nicht mehr als verlässliche Interpretin. Ihre Deutungen werden zwar als verständlich, aber nicht mehr als akzeptable Deutungen von Veras Gesten gewertet.

Wenn Patienten erst einmal als verlässliche Symbolverwender gedeutet worden sind, lassen sich die weiteren Interaktionen im Sinne eines Prozesses wechselseitiger Interpretationen begreifen. Durch die Verwendung eines Ja-Nein-Kodes signalisieren sie, dass sie eine an sie gerichtete Frage verstanden haben und sie können ebenfalls signalisieren, ob sie die Interpretation ihrer Kommunikationen durch das therapeutische Personal für angemessen halten oder nicht. Damit sind die Grundbedingungen für eine aktive Partizipation an einem Prozess fortlaufender Interpretation und Reinterpretation gegeben. Das Charakteristikum eines solchen Prozesses besteht darin, dass nur kommunikativ geklärt werden kann, was gemeint ist.¹⁹

Dies führt zu einer qualitativen Veränderung im Verhältnis zwischen Patient und Therapeut, die ein Therapeut in einem Interview folgendermaßen beschreibt:

IP: Das Problem ist halt schon, dass es schon viel Interpretationssache ist. X Letztendlich kann man ja nicht sagen, was sieht oder was hört der Patient. An bestimmten Din-

¹⁸ Genau genommen beendet erst der Tod die Existenz im Status eines legitimen Akteurs, denn Bewusstlose werden durch einen komplexen symbolischen Repräsentationsprozess im Status eines legitimen Akteurs gehalten, der indirekt mit anderen in einer Beziehung steht, die durch Erwartungs-Erwartungen gekennzeichnet ist; vgl. Lindemann 2002a: 324ff. Aus Platzgründen wird hier auf diese indirekte symbolische Expressivität nicht eingegangen.

¹⁹ Die grundlegende Bedeutung eines solchen Prozesses wechselseitiger Interpretation und Reinterpretation ist sowohl von Garfinkel (1963) in seinen Interaktionsanalysen als auch in dem von Luhmann (1984) in rein theoretischer Form entwickelten Kommunikationsverständnis hervorgerufen worden. Vgl. hierzu auch Schneider 2002.

gen kann man schon messen, ob bestimmte Reize ankommen, also z. B. am EEG. Wenn man da bestimmte Lichtreize setzt und akustische Reize, dann sieht man schon im EEG ob Reize ankommen. Aber letztendlich hat das keine Aussage auf die Qualität der Verarbeitung. X

GL: also wie es beim Patienten ankommt, das weiß man auch dann nicht.

IP: genau. Das weiß man auch dann nicht. X Also das kann man erst später dann sagen, wenn ein Patient wirklich eine adäquate Rückmeldung gibt über einen Ja/Nein-Kode kann man davon ausgehen, dass dass der Patient jetzt einen Reiz wahrnimmt. X Vorher ist es einfach Interpretationssache. X Ich meine, wenn ein Patient fixiert und er hat keine Rückmeldungsmöglichkeit, dann weiß man auf jeden Fall, er kann den Gegenstand (zögert) vorsichtig ausgedrückt, erkennen, sage ich jetzt mal, oder sehen, sagen wir, sehen, ja, X und sucht ihn oder fixiert ihn, aber ob er dann letztendlich den Gegenstand erkennt als den Gegenstand oder das Bild z. B., dass is noch einmal eine ganz andere Leistung vom Gehirn, das Erkennen.

Das wichtige ist, dass der Patient zustimmen oder ablehnen kann, ob eine Interpretation des Therapeuten zutrifft oder nicht. Selbst wenn der Patient noch nicht dazu in der Lage ist, selbst zu sprechen, kann er auf die Interpretationsangebote des Therapeuten mit „Ja“ oder „Nein“ antworten. Die damit zusammenhängende kommunikative Sicherheit setzt voraus, dass ein Patient als ein verlässlicher und vertrauenswürdiger Verwender von Symbolen anerkannt wird. Erst dann wird es möglich, seine Wahrnehmung der Welt nachzuvollziehen.

2.1 Die Stellung des Dritten im Verhältnis zur Dyade

Die dargestellten Probleme zeichnen sich durch einen deutlichen Unterschied zu alltäglichen Interaktions- bzw. Kommunikationssituationen aus. In alltäglichen Interaktionen gilt die Frage als geklärt, wer als ein Alter Ego gelten kann. Die fundierende Deutung wird als sicher vollzogen vorausgesetzt. In alltäglichen Interaktionen wird nur noch der Prozess wechselseitiger Interpretation und Reinterpretation sichtbar. Deshalb kann in alltäglichen Interaktionen der Vollzug der fundierenden Deutung schwerlich empirisch untersucht werden. Im Unterschied dazu lassen interaktive Grenzsituationen die Bedeutung der fundierenden Deutung klar hervortreten. Denn es wird offen als Problem behandelt, ob ein Gegenüber aktuell als ein zu interpretierendes Alter Ego gedeutet wird. Die Analyse zeigt nun, dass sich die fundierende Deutung im Rahmen einer dyadischen Sozialitätskonzeption nicht mehr präzise erfassen lässt. Wenn man der sich daraus ergebenden Irritation nachgeht, führt die Analyse der fundierenden Deutung auf eine spezifische Funk-

tion des Dritten im Verhältnis zur Dyade: Durch den Dritten wird garantiert, dass es sich bei einer Patientin überhaupt um ein aktuell kommunizierendes Alter Ego handelt. Damit erhält der Dritte im Verhältnis zur Dyade eine konstitutive Funktion. Erst wenn man eine solche Funktion des Dritten im Verhältnis zur Dyade annimmt, lässt sich das Phänomen präzise erfassen.

Die Erweiterung der Dyade um den Dritten hat Auswirkungen auf das Konzept der Erwartungs-Erwartungen. Die Struktur, von der her Sozialität zu denken ist, verkompliziert sich in folgender Weise: Ego erwartet konsistent und dauerhaft Erwartungen auf der Seite einer begegnenden Entität nur dann, wenn Ego die Erwartung eines Dritten antizipiert, dass von dieser Entität Erwartungen zu erwarten sind. Es gibt also nicht einfach den Sachverhalt „Erwartungs-Erwartungen“ wie in der dyadischen Konstellation zwischen Ego und Alter, sondern die dyadische Konstellation entsteht als stabile Konstellation erst dann, wenn es den Sachverhalt gibt, dass Ego von einem Dritten die Erwartung erwartet, dass von der zweiten Entität Erwartungen zu erwarten sind und es sich deshalb bei ihr um ein Alter Ego handeln muss. D.h. der Dritte ist die Bedingung der Existenz stabiler Dyaden. Der Dritte ist die Bedingung eines Zwangs zur Anerkennung. Diejenigen Entitäten, die in dieser Weise anerkannt werden müssen, bezeichne ich als legitime soziale Personen.²⁰

Der durch den Dritten bedingte Anerkennungszwang setzt den einzelnen Akteuren Grenzen, die als sozial vermittelte Grenzen begriffen werden können: Nicht B allein, sondern B und C entscheiden darüber, ob A ein legitimer Akteur ist oder nicht. Es muss zwar eine Initialzündung geben,

²⁰ Die Rede von legitimen sozialen Personen schließt an Webers Legitimitätskonzept an. Weber (1921–22: 16ff.) hatte Legitimität auf *das Dritte* bezogen: die Struktur der aufeinander bezogenen Chancen, an denen sich das Handeln von Ich und Du orientiert. Insbesondere meint Legitimität den anerkannt normativ verpflichtenden Charakter der Ordnung: deren „Vorbildlichkeit und Verbindlichkeit“ (Weber 1921–22: 16). Dieser Gedanke wird hier auf das Akteursproblem übertragen: Alter ist nicht einfach ein Akteur, sondern er ist ein solcher nur, insofern er durch die vorbildliche, d.h. von einem Dritten kontrollierte, Interpretation ein solcher sein muss. Akteure sind vollgültige soziale Akteure, wenn sie legitime Akteure sind, und sie sind dann legitime Akteure, wenn sie durch den Bezug auf einen Dritten Akteure sein müssen. Das Wort „müssen“ ist mit Bedacht gewählt, denn es steht den Beteiligten nicht frei, sich dem Akteursstatus willentlich zu entziehen; sie unterliegen einem durch den Dritten Akteur vermittelten „Anerkennungszwang“.

durch die eine Entität als ein potenzielles Alter Ego gewertet wird. Für ein Verständnis dieser Initialzündung reicht eine dyadische Konstellation aus. Aber die Initialzündung bedarf im Weiteren einer Kaskade von Bestätigungen durch Dritte, sonst kann eine Entität nicht dauerhaft als ein Alter Ego existieren. Dadurch wird verhindert, dass der Status des Alter Ego von der Gnade eines Ego abhängt, die diesen gewähren oder entziehen kann. Die Unabhängigkeit des Alter Ego muss gewährleistet sein, da der Prozess wechselseitiger Interpretationen und Reinterpretationen einschließt, dass Alter Ego der Interpretation durch Ego widersprechen kann. Im Bezug auf den dritten Akteur entscheidet sich die Qualität der Beziehung: Handelt es sich bei der Begegnung A-B um eine Ego-Alter-Konstellation oder um etwas anderes. Es ist immer möglich, dass sich spontan eigensinnige quasi-soziale Dyaden bilden. In solche Dyaden können die unterschiedlichsten Entitäten einbezogen werden. Es wäre noch nicht einmal auszuschließen, dass sich etwa Akteur A seinem Fisch als einem Du zuwendet. Im Alltag werden derartige Phänomene häufig vorkommen.²¹ Es ist das Charakteristikum solcher idiosynkratischer Dyaden, dass in ihnen kein Anerkennungsdruck etabliert wird. Entsprechend kann die Anerkennung als ein Alter Ego nach Belieben gewährt oder entzogen werden. Es besteht kein durch den dritten Akteur vermittelter Zwang, B-Fisch, B-Hund oder auch B-toter Mensch als legitime soziale Akteure anzuerkennen.

Wenn empirisch untersucht werden soll, wie der Kreis der sozialen Akteure auf eine stabile situationsüberdauernde Weise geschlossen wird, kann die Dyade nicht als konstitutiver Ausgangspunkt angesehen werden. Denn als dyadisch strukturiertes Phänomen wäre Sozialität ein instabiles Phänomen. Erst durch das Hinzutreten des Dritten gewinnt es ausreichend Konsistenz. Entsprechend ist das Verhältnis von Dyade und Triade umzukehren. Die Dyade muss durch das Hinzutreten eines Dritten Akteurs als eine legitime Dyade bewertet werden, erst dann kann sie als stabilisierte elementare Einheit des Sozialen, d.h. als eine gültige soziale Beziehung, gewertet werden. Damit ist nicht die Zweierkonstellation, sondern die Dreierkonstellation konstitutiv für Sozialität.²²

²¹ Parsons (1956: 329) hat vielleicht an solche Phänomene gedacht, als er schrieb: „a man's relationship to his dog is definitely a social interaction relationship“.

²² Bei idiosynkratischen Beziehungen könnte man mit Weber (1980: 382) auch von „ephemereren“ sozialen Beziehungen sprechen und sie von „perennierenden“ sozialen Beziehungen unterscheiden. Als Grenzfall einer rein ephemer-

Auf dieser Grundlage lässt sich zwanglos die Emergenz sozialer Instanzen begreifen, die damit betraut sind, in Grenzfragen zu entscheiden. Die Position des dritten Akteurs als Bedingung der legitimen Dyade wird institutionalisiert. Die institutionalisierte Form des Dritten im Kontext einer modernen Gesellschaft wurde hier ausschnittshaft am Beispiel der Medizin gezeigt; um dies insgesamt zu begreifen, wäre eine weiter ausgreifende Analyse erforderlich, die als entscheidende Instanzen der Grenzziehung die Bereiche von Staat, Recht und Wissenschaft, speziell der Biomedizin, einbezieht (vgl. Lindemann 2003).

3. Die Emergenzfunktion des Dritten

Innerhalb der soziologischen Theorie wird die Dyade zwar als konstitutiv für Sozialität begriffen, aber dennoch wird auf den dritten Akteur seit Simmel systematisch Bezug genommen. Diesem kommt die Funktion zu, die Emergenz von sozialen Positionen (Simmel 1908), die Emergenz von Institutionen

meren Beziehung betrachtet Weber den Tausch zwischen zwei Fremden, die jeweils einem anderen Kulturkreis angehören. In seiner Auseinandersetzung mit Stammler arbeitet Weber (1988: 331f.) mit dem fiktiven Beispiel eines Tausches zwischen einem Ureinwohner Afrikas und einem Europäer. Wenn man dies auf die konstitutive Funktion des Dritten bezieht, ergibt sich: In einem solchen Fall könnte der Akteursstatus von Alter Ego vorübergehend bestehen und ohne Konsequenzen aufgelöst werden. D.h.: Im Rahmen solcher Beziehungen wäre es als unproblematisch anzusehen, wenn Ego einer begegnende Entität den Status eines Alter Ego beliebig zuerkennt und wieder aberkennt. Wenn es dagegen um solche Beziehungen geht, die Weber als „perennierend“ bezeichnet, liegt der Fall anders. Unter sozialen Beziehungen, die an einem perennierenden Sinngehalt orientiert sind, sind solche sozialen Beziehungen zu verstehen, von denen ausgehend die Entstehung einer sozialen Ordnung zu begreifen ist. Bei solchen Beziehungen wäre es problematisch, wenn es in der Macht von Ego stünde, den Status eines Alter Ego zuzuerkennen oder abzuerkennen. Denn eine soziale Beziehung könnte unter solchen Umständen nicht die Stabilität haben, die notwendig ist, damit eine soziale Ordnung entstehen kann. Die Entstehung einer sozialen Ordnung setzt als notwendige Bedingung voraus, dass die Deutung, bei wem es sich um ein Alter Ego handelt, triadisch stabilisiert sein muss. Das heißt: Nur auf der Grundlage einer triadisch stabilisierten sozialen Beziehung, in der der Status legitimer Akteure durch einen Anerkennungszwang garantiert ist, kann die Emergenz eines perennierenden Sinngehaltes und damit einer sozialen Ordnung verstanden werden. Für den Ordnungsbegriff bei Weber vgl. auch Greshoff 2006.

(Berger/Luckmann 1980; Luhmann 1972) oder die Emergenz von Geltungsansprüchen (Habermas 1995) zu begreifen. Um die konstitutive Funktion des Dritten prägnant herauszuarbeiten ist es deshalb sinnvoll, sie von der Emergenzfunktion abzuheben. Ich werde zunächst darstellen, inwiefern auch bei den Autoren, die die Emergenzfunktion des Dritten berücksichtigen, die Dyade als systematischer Ausgangspunkt ihres Sozialitätsverständnisses konzipiert ist. Darauf aufbauend wird herausgearbeitet, wie die Emergenzfunktion des Dritten begriffen wird.

3.1 Die Ego-Alter-Konstellation als systematischer Ausgangspunkt

Zunächst einmal ist es wichtig zu bemerken, dass das Hinzutreten des Dritten nicht im Sinne einer quantitativen Erweiterung gedacht wird, sondern als eine qualitative Veränderung der strukturellen Komplexität sozialer Beziehungen. Simmel und Luhmann formulieren an diesem Punkt besonders eindeutig. Es können die Beziehungen zwischen einer großen Anzahl von Akteuren in dyadische Konstellationen aufgelöst werden.²³

„Unseren bisherigen Analysen hatten wir ein Zweier-Modell zugrunde gelegt, das Platz bot für den (oder die) Erwartenden und den (oder die) erwartungsgemäß oder erwartungswidrig Handelnden. Diese Grundvorstellung konnte zwar beliebig viele Personen aufnehmen, sah aber nur zwei Arten von Positionen, Erwartende und Handelnde, vor, und war insofern wenig komplex. Die Beziehung zwischen diesen beiden Positionen ist natürlich sozialer Art. Wenn wir nun aber die Sozialdimension der Rechtsbildung eigens ins Auge fassen, sehen wir, dass diese einfache Darstellung nicht ausreicht. Die Verhältnisse liegen komplizierter. Es kommen die möglicherweise miterlebenden Dritten hinzu“ (Luhmann 1972: 65).

Luhmann macht hier zweierlei deutlich. Zum einen ist es keine Frage der Anzahl, ob man von einer dyadischen oder triadischen Struktur sprechen muss. Zum anderen akzentuiert er das spezifische Verhältnis von Dyade und Triade: Die strukturelle Komplexität des Dreier-Verhältnisses kann prinzipiell unterschritten werden. Die Dreier-Struktur ist dann erforderlich, wenn sich das Zweier-Modell als

²³ In dieser Hinsicht formuliert Simmel (1908: 58) ähnlich wie Luhmann: Die Zweierbeziehung „gibt das Schema, den Keim und das Material für unzählige mehrgliedrige ab...“

unterkomplex erweist. Im Unterschied dazu ist ein Unterschreiten der strukturellen Komplexität des Zweier-Modells nirgends vorgesehen. D.h., die Komplexität der Ego-Alter-Konstellation wird durchgängig als Minimum begriffen. Dies trifft auch für Simmel zu, der den Sachverhalt Vergesellschaftung grundsätzlich von der dyadischen Ich-Du-Beziehung her entwickelt. Als konstitutiv für Sozialität bzw. für die Sozialdimension als solche wird die Ego-Alter-Konstellation begriffen.²⁴ In vergleichbarer Weise wird das Verhältnis von Dyade und Triade auch bei Berger/Luckmann (1980) und bei Habermas (1995) charakterisiert.

3.2 Die Emergenzfunktion des Dritten

Wenn man die Arbeiten von Simmel, Berger/Luckmann, Luhmann und Habermas berücksichtigt, dann wird der Dritte für drei unterschiedliche Emergenzphänomene in Anspruch genommen. Bei Simmel tritt die Entstehung neuartiger Interaktionspositionen in den Vordergrund, die sich im Rahmen einer dyadischen Struktur nicht mehr erfassen lassen. Simmel arbeitet mehr oder weniger systematisch heraus, wie der Dritte die Beziehung zwischen Ich und Du verändert.²⁵ Der Dritte stellt „eine formal soziologische Bereicherung“ dar (Simmel 1908: 68), die sich ergibt, wenn A, B, C eine Gemeinschaft bilden. Unter dieser Voraussetzung gibt es nicht nur die Verbindungen A-B, A-C und C-B, sondern es entsteht quasi ein Dreieck. A und B sind einerseits direkt aufeinander bezogen, und zum anderen indirekt durch die beiderseitige Verbundenheit mit C. Dadurch entstehen neue Positionen im Vergesellschaftungsprozess, die Simmel mit den Termini: Vermittler/Schiedsrichter (ebd.: 76ff.), tertius

gaudens (ebd.: 82ff.) und divide et impera (ebd.: 89ff.) belegt. Die Entstehung des Rechts, die Konkurrenz um die Gunst eines Dritten und bestimmte Formen der Machtausübung sind für Simmel ohne die Berücksichtigung des Dritten nicht zu begreifen.²⁶

Berger und Luckmann begreifen den Dritten als Bedingung der Objektivität der von den Akteuren erzeugten sozialen Gebilde. Durch das Hinzutreten des Dritten und weiterer Akteure werden soziale Formen für die Akteure „opak“, sie erhalten den dinglichen Charakter sozialer Tatsachen i.S. Durkheims und müssen von den Einzelnen hingenommen werden (vgl. Berger/Luckmann 1980: 62ff.). Nur deshalb würde der in der Dyade erst in Ansätzen bestehende Prozess der Institutionalisierung dazu führen, dass Institutionen entstehen, die gegenüber den Individuen ein Eigengewicht haben.

Luhmann argumentiert ähnlich, allerdings ohne sich auf Berger und Luckmann zu beziehen. Im Rahmen dyadischer Konstellationen sei es möglich, Erwartungsstrukturen immer wieder in Frage zu stellen und neu auszuhandeln. Auf diese Weise könne keine stabile Erwartungssicherheit garantiert werden, die auch im Fall der Enttäuschung von Erwartungen noch aufrechterhalten werden kann. Eine solche Stabilität kann Luhmann zufolge erst entstehen, wenn man den Dritten einbezieht (vgl. Luhmann 1972: 66ff.). In diesem Sinne wird der Dritte als Bedingung für die Emergenz von Institutionen verstanden, d.h. derjenigen sozialen Formen, die eine stabile handlungsermöglichende und kontingenzentlastende Form der Erwartungssicherheit gewährleisten.

Bei Habermas kommt dem Dritten auf andere Weise eine Emergenzfunktion zu. Nachdem Habermas die Entstehung einfacher Symbole und damit einfacher Formen symbolvermittelter Interaktion mit Bezug auf die Dyade rekonstruiert hat, nimmt er für die Emergenz von Geltungsansprüchen den Dritten in Anspruch. Er spricht davon, dass sich die Kommunikationsrolle von Alter aufspalten würde in die Rollen von Alter und Neuter (vgl. Habermas 1995: 59). Jetzt könnten Ego und Alter sich wechselseitig aus der Perspektive eines neutralen Dritten betrachten und deshalb nicht nur etwas sagen, sondern mit der Äußerung einen Geltungsanspruch erheben, der bestritten und begründet werden kann. Damit wird der Dritte zur Bedingung einer rationalen Kritik und damit der rational gestalteten Veränderung gesicherter Erwartungsstrukturen. Da

²⁴ „Das Gefühl des seienden Ich hat eine Unbedingtheit und Unerschütterlichkeit, die von keiner einzelnen Vorstellung eines materiellen Äußerlichen erreicht wird. Aber eben diese Sicherheit hat für uns begründbar oder nicht, auch die Tatsache des Du; und als Ursache oder als Wirkung dieser Sicherheit fühlen wir das Du als etwas von unsrer Vorstellung Unabhängiges, etwas, das genau so für sich ist, wie unsre eigne Existenz. Dass dieses Für-Sich des Andern uns nun dennoch nicht verhindert, ihn zu unsrer Vorstellung zu machen, dass etwas, das durchaus nicht in unser Vorstellen aufzulösen ist, dennoch zum Inhalt, also zum Produkt dieses Vorstellens wird – das ist das tiefste, psychologisch-erkenntnistheoretische Schema und Problem der Vergesellschaftung“ (Simmel 1908: 23).

²⁵ Schon früh wurde in der sozialtheoretischen Diskussion daran angeknüpft. Aber auch in diesen Beiträgen blieb die Dyade die elementare soziale Konstellation; vgl. Litt 1926.

²⁶ Eine Unterscheidung verschiedener Typen des Dritten findet sich bei Fischer 2000, 2006.

Habermas von der Aufspaltung von Kommunikationsrollen spricht, würde ich es letztlich offen lassen, ob er auf einen tatsächlich vorhandenen Dritten abhebt, oder ob die Position des Dritten gleichsam eine Position ist, die die Akteure der Dyade aus ihrer Beziehung heraus entwickeln, indem sie sich von sich distanzieren und sich und die Beziehung, in der sie sind, wie von außen betrachten. Wenn Habermas auf einen realen Dritten abheben sollte, so wäre zu konstatieren, dass dieses Argument bei Simmel vorgebildet wird. Dieser beschreibt den Dritten nämlich als Mittler und Schiedsrichter in einem Konflikt, dessen Aufgabe darin besteht, den Konflikt zu versachlichen und damit rational gestaltbar zu machen (vgl. Simmel 1908:77f.).

4. Dyade und Triade im Rahmen von konstitutiver Funktion und Emergenzfunktion des Dritten

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Formen den Dritten für die Entstehung emergenter Phänomene in Anspruch zu nehmen, lassen sich die unterschiedlichen Funktionen des Dritten und seine Stellung im Verhältnis zur Dyade folgendermaßen charakterisieren.

1. Wenn es als fraglich angesehen wird, ob eine begegnende Entität ein Kommunikant ist oder nicht, wird offensichtlich, dass jede Interpretation eines Alter Ego eine fundierende Deutung voraussetzt, durch die dieses Problem geklärt wird. Diese Interpretation lässt sich nur im Rahmen einer triadischen Struktur begreifen. Da es sonst der Willkür von Ego überlassen würde, wer als ein Alter Ego zu interpretieren ist. In dieser Hinsicht kommt dem Dritten eine konstitutive Funktion zu. Eine solche Dritte muss zwar als ein weiterer personaler Akteur gedacht werden, aber es ist damit keine quantitative Beschränkung auf lediglich 3 Akteure gemeint. Für die Triade gilt die Einsicht von Luhmann und Simmel bezüglich des Zweiverhältnisses sinnentsprechend. Beide heben hervor, dass es nicht um eine quantitative Beschränkung auf zwei Akteure geht, sondern dass auch die Beziehungen zwischen einer Vielzahl von Akteuren in dyadische Konstellationen aufgelöst werden kann. Dies gilt auch für die Triade. Es kann in quantitativer Hinsicht durchaus noch ein vierter oder fünfter Akteur hinzukommen. Entscheidend ist, dass diese Vielzahl von Akteuren in einer triadischen Konstellation zueinander steht. Nur über eine
2. triadische Konstellation kann es gelingen, die Dyade ausreichend zu stabilisieren und den Status eines legitimen Akteurs zu erzeugen.
2. Wenn die Frage, wer eine soziale Person ist, als geklärt vorausgesetzt wird, könnte man davon sprechen, dass die Dyade freigesetzt wird. Ego und Alter können jetzt als Akteure begriffen werden, die sich in einem Prozess wechselseitiger Interpretationen befinden. Wenn man sich darauf beschränkt, die wechselseitigen Interpretationen zu untersuchen, kann man sich methodisch auf die zweite Stufe der Interpretation des Alter Ego beschränken. Denn es geht nicht mehr darum, ob ein begegnender Körper überhaupt als ein Alter Ego gedeutet werden muss, sondern nur noch darum, wie ein Alter Ego zu verstehen ist. Diese Struktur bildet in theoretischer und in methodologischer Hinsicht bislang den systematischen Ausgangspunkt soziologischer Theoriebildung. Dies trifft auch für solche Theorien zu, die den Dritten in Anspruch nehmen, denn auch sie beginnen mit einer dyadischen Ego-Alter-Konstellation.
3. Geht man von einer solchen dyadischen Konstellation aus, kann es im Weiteren zum Problem werden, ob das Feld des Sozialen vollständig erschlossen werden kann, wenn man strukturell nur ein „Zweier-Modell“ (Luhmann) ansetzt. Hier gibt es unterschiedliche Positionen. Ich spreche von einer Emergenzfunktion des Dritten, wenn auf einen dritten Akteur Bezug genommen wird, um die Entstehung bestimmter Interaktionspositionen und/oder stabiler Erwartungsstrukturen i.S. von Institutionen oder Geltungsansprüchen zu begreifen.
4. Das Verhältnis von Emergenzfunktion und konstitutiver Funktion lässt sich mit Bezug auf die Methodologie der zweistufigen Deutung folgendermaßen charakterisieren. Die konstitutive Funktion nimmt den Dritten für die logisch vorgängige fundierende Deutung in Anspruch, durch die die Frage geklärt wird, wer als ein Alter Ego zu gelten hat. Im Unterschied dazu ist die Emergenzfunktion im Rahmen der wechselseitigen kommunikativen Deutung von anerkannten Akteuren zu sehen. Im empirischen Phänomen findet sich immer beides ineinander verwoben, denn bei der Klärung der Frage, wer ein Alter Ego ist, müssen Ego und Dritter einander kommunikativ deuten. Dasjenige, was sich in methodologischer Hinsicht als unterschiedliche Fokussierung auf eine Deutungsebene darstellt, verweist in sachlicher Hinsicht auf ein Verhältnis wechselseitigen Voraussetzens von a) der

Problematisierung dessen, wer als ein personales Alter Ego gelten kann und b) der Problematisierung der Emergenz etwa von Geltungsansprüchen und Institutionen. Wenn es darum geht, ob jemand als ein Alter Ego behandelt werden muss, werden Aussagen über das fragliche Alter Ego gemacht, die rational bestritten werden können. Die empirischen Daten verweisen ferner auf das Vorhandensein organisationaler Zwänge, die ebenfalls in die Klärung der Frage des Akteursstatus einfließen (vgl. Lindemann 2002: 312f.). Insofern werden Elemente der emergenten Ebene in Anspruch genommen, um die Frage zu klären, ob ein Körper als eine legitime soziale Person zu deuten ist. Andererseits setzt die Emergenz solcher Phänomene wie Geltungsansprüche, Institutionen oder Organisationen voraus, dass die Frage als unproblematisch behandelt wird, wer ein Alter Ego ist. D.h., die intakte triadische personale Akteurskonstellation muss vorausgesetzt werden. Es handelt sich also um ein Verhältnis wechselseitigen Voraussetzens. Bei der analytischen Durchdringung solcher Sachverhalte kommt es darauf an, worauf sich die Problematisierung richtet. Den Überblick kann man hier nur bewahren, wenn man die verschiedenen Deutungsebenen unterscheidet: fundierende Deutung und kommunikative Deutung. Unter dieser Prämisse habe ich die konstitutive Funktion des Dritten herausgearbeitet. Dem Dritten kommt hier die Funktion zu, die Dyade als stabile Dyade zu konstituieren. Wenn man dagegen die kommunikative Deutung in den Mittelpunkt rückt, wird die Emergenz von Geltungsansprüchen bzw. Institutionen als das problematische Phänomen betrachtet. In diesem Fall hat der Dritte mit Bezug auf die Dyade eine andere Funktion: Es geht darum, wie Geltungsansprüche bzw. Institutionen erzeugt und stabilisiert werden. Wenn man empirische Phänomene beobachtet, kann man immer beide Funktionen vorfinden, und es wird sich vermutlich immer zeigen lassen, dass sie in einem Verhältnis wechselseitigen Voraussetzens stehen. Das schließt aber nicht aus, den Sachverhalt zu dekomponieren und die auf dieser methodischen Grundlage gewonnen empirischen Ergebnisse als Irritation der theoretischen Annahmen gelten zu lassen. Erst wenn man das macht, kann man die unterschiedlichen funktionalen Stellungen des Dritten zur Ego-Alter-Konstellation aufweisen.

Somit lässt sich präzise darlegen, wie in einer Theorie das Verhältnis der Dritten zur Dyade gefasst

wird. Bei Simmel, Berger/Luckmann sowie Luhmann wird in theoretisch-methodologischer Hinsicht eine wichtige Vorentscheidung getroffen, die als solche nicht reflektiert ist: die fundierende Deutung wird als geklärt vorausgesetzt, lediglich die kommunikative Deutung wird problematisiert. Entsprechend dieser Vorentscheidung wird die Stellung der Dritten zur Dyade im Sinne der Emergenzfunktion verstanden. Bei Habermas scheint mir die Textlage nicht so eindeutig zu sein. Aber selbst wenn man argumentieren würde, dass die Dritte für die Emergenz von rational kritisierbaren Geltungsansprüchen nicht erforderlich ist, so wäre dies lediglich ein Argument gegen die Emergenzfunktion der Dritten, aber nicht gegen deren konstitutive Funktion.

Wenn man allerdings die konstitutive Funktion der Dritten in Rechnung stellt, so ist es hochwahrscheinlich, dass auch die Emergenz sozialer Ordnung nur mit Bezug auf die Dritte begriffen werden kann. Insofern ist der Nachweis der konstitutiven Funktion der Dritten zumindest indirekt ein starkes Argument dafür, auch von einer Emergenzfunktion der Dritten auszugehen. Ich würde hier allerdings weniger Stoff für rein theoretische Debatten sehen, als vielmehr einen Ansporn, solche Fragen empirisch anzugehen.

5. Schluss

Soziologische Theoriebildung und empirische Forschung werden zumeist als getrennte Bereiche behandelt. Dies gilt insbesondere dann, wenn es um die grundlegenden sozialtheoretischen Annahmen geht, die die empirische Forschung anleiten. Zumindest bezogen auf solche Annahmen, die das grundlegende Sozialitätsverständnis betreffen, wird Theoriebildung als ein selbstreferentielles Verfahren verstanden. Am Beispiel der dyadischen Konzeption des Sozialen und ihrer Weiterentwicklung zu einem triadischen Sozialitätsverständnis habe ich gezeigt, dass das selbstreferentielle Verfahren aber auch dann nicht alternativlos ist, wenn es um grundlegende sozialtheoretische Annahmen geht. Im Rahmen eines kritisch-systematischen Verfahrens der Theorieentwicklung geraten auch die sozialtheoretischen Grundannahmen in ein wechselseitiges Verhältnis zur Empirie: Zum einen fokussieren solche theoretischen Annahmen die Aufmerksamkeit der empirischen Forschung und darüber hinaus müssen sie sich umgekehrt in der Analyse des Materials systematisch bewähren. Die Art und Weise wie empirische Forschungsergebnisse auf Theorie bezo-

gen werden, unterscheidet sich allerdings von dem in der empirischen Forschung anerkannten „Falsifikationskriterium“. Sozialtheoretische Konzepte fungieren in einem grundlegenden Sinn als beobachtungsleitende Annahmen. Als solche können sie nicht falsifiziert werden, da sie die Bedingung dafür sind, etwas überhaupt als ein soziologisch relevantes Phänomen zu identifizieren. Aus diesem Grund verwende ich den Terminus „Irritation“, wenn es um die Infragestellung sozialtheoretischer Konzepte geht. Irritation meint die Erfahrung des Forschers, im Rahmen einer beobachtungsleitenden Annahme das empirische Phänomen nicht mehr präzise und klar erfassen zu können. Wenn es gelingt, die Irritation durch eine Veränderung der sozialtheoretischen Annahmen aufzuheben, stellt dies einen Fortschritt in der Theorieentwicklung dar. Die beobachtungsleitende Theorie erlaubt vorerst wieder eine präzise(re) Erfassung empirischer Phänomene. Es ergibt sich also folgende Konsequenz: Für den Theorietypus der beobachtungsleitenden sozialtheoretischen Annahmen ist es nicht möglich, die Beziehung der Theorie zur Empirie anhand der klassischen Differenz von Verifikation/Falsifikation herzustellen. Wenn auch für den Theorietypus der sozialtheoretischen Annahmen der Empiriebezug maßgeblich werden soll, muss er anders konzipiert werden – nämlich mit Bezug auf die Differenz Präzision/Irritation.

Um den Geltungsanspruch der Theorierevision von der Dyade zur Triade zu verdeutlichen, ist es sinnvoll, abschließend auf den Mikro-Makro-Bezug einzugehen. Die empirische Analyse bezieht sich auf ein Phänomen, das gemäß der Aufteilung in Mikro- und Makrosoziologie dem Mikrobereich zuzuordnen wäre. Die theoretische Ebene um die es geht, ist aber allgemein sozialtheoretischer Art. Als solche ist sie diessseits der Unterscheidung von Mikro und Makro anzusiedeln. Bei der Ausarbeitung sozialtheoretischer Annahmen scheint es allgemein eine Präferenz für einen Bezug auf den Mikrobereich zu geben. Dies gilt auch für die Vertreter einer selbstreferentiellen Theorieentwicklung. Bei der Entfaltung ihrer sozialtheoretischen Konzepte beziehen sie sich zwar nicht systematisch auf empirische Forschung, aber sie verwenden Beispiele, die die theoretische Argumentation plausibilisieren sollen. Diese entstammen fast durchgängig der Mikroebene. Dies trifft auf Simmel (1908: 23ff.) und die Institutionentheorie von Berger/Luckmann (1980: Kap. II,1) ebenso zu wie auf Luhmanns Ausführungen über doppelte Kontingenz und soziale Systeme (Luhmann 1984: Kap. 3) oder auf Habermas kommunikationstheoretische Grundlegung der Sozial-

wissenschaften (Habermas 1995: Kap. V.1). Der argumentative Rekurs auf die Mikroebene liegt nahe, weil das Phänomen der Emergenz als solches vermutlich nur von dort her begriffen werden kann. Sobald man sich auf die Makroebene begibt, müssen emergente Phänomene wie etwa Institutionen notwendigerweise vorausgesetzt werden. Der Sachverhalt der Emergenz selbst (etwa von Geltungsansprüchen, Institutionen oder Systemen) könnte nicht mehr als solcher problematisiert werden. In vergleichbarer Weise rekurriert auch dieser Text auf ein Phänomen der Mikroebene. Im Unterschied zu einer selbstreferentiellen Theorieentwicklung werden hier aber nicht beliebig konstruierte Beispiele herangezogen, die der Theorie dienen müssen. Sondern es werden Resultate empirischer Forschung verwendet. Dadurch wird die Theoriebildung gezwungen, den Empiriebezug ernst zu nehmen, denn die Empirie wurde nicht konstruiert, um die Theorie zu eingängig darzustellen. Der Prozess war vielmehr umgekehrt: Am Anfang stand die Irritation, die Theorie passte nicht zu den Daten und wurde gerade deshalb verändert.

Ein solcher Ansatz verschiebt die Koordinaten der Diskussion um die sozialtheoretischen Grundlagen der Soziologie: Die quasi-literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit den klassischen Konzepten bleiben zwar unerlässlich, aber diese müssen genau genug formuliert werden, sonst haben empirische Daten keine Chance, zur Irritation zu werden.

Literatur

- Berger, P.L. / Luckmann, T., 1966/1980: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Blumer, H., 1954/1986: What is wrong with social theory? S. 140–152 in: ders. (Hrsg.), *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*. CA, u. a.: University of California Press.
- Callon, M., 1986: Some Elements of a Sociology of Translation: Domestication of the Scallops and the Fishermen of St Briec Bay. S. 196–233 in: J. Law (Hrsg.), *Power, Action and Belief*. London: Routledge.
- Eder, K. / Schmidtke, O., 1998: Ethnische Mobilisierung und die Logik von Identitätskämpfen. Eine situationstheoretische Perspektive jenseits von ‚Rational Choice‘. *Zeitschrift für Soziologie*, 27: 418–437.
- Fischer, J., 2000: Der Dritte. Zur Anthropologie der Inter-subjektivität. S. 103–136 in: W. Eßbach (Hrsg.), *wir/ihr/sie, Identität und Alterität in Theorie und Methode*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Fischer, J., 2006: Der Dritte/Tertiarität. Zu einer Theorieinnovation in den Kultur- und Sozialwissenschaften. S. 146–163 in: H.P. Krüger / G. Lindemann (Hrsg.), *Phi-*

- osophische Anthropologie im 21. Jahrhundert. Berlin: Akademie.
- Förster, H. von, 1985: Über das Konstruieren von Wirklichkeiten. S. 25–41 in: ders., *Sicht und Einsicht: Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie*. Braunschweig: Vieweg.
- Fortune, R.F. / Malinowski, B., 1932: *Sorcerers of Dobu. The social anthropology of the Dobu Islanders of the Western Pacific*. London: Routledge.
- Giesen, B., 1991: *Die Entdinglichung des Sozialen. Eine evolutionstheoretische Perspektive auf die Postmoderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glaser, B.G. / Strauss, A., 1967/1998: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Sozialforschung*. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber.
- Greshoff, R., 1999: Notwendigkeit einer „konzeptuellen Revolution in der Soziologie“? *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 24: 6–32.
- Greshoff, R., 2003: Kommunikation als subjekthaftes Handlungsgeschehen. S. 71–113 in: H.-J. Giegel / U. Schimank (Hrsg.), *Beobachter der Moderne. Beiträge zu N. Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Greshoff, R., 2006: „Soziales Handeln“ und „Ordnung“ als operative und strukturelle Komponenten sozialer Beziehungen. In: K. Lichtblau (Hrsg.), *Max Webers „Grundbegriffe“*. Kategorien der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung. Wiesbaden: VS-Verlag (im Druck).
- Günther, G., 1979: *Beiträge zu einer operationsfähigen Dialektik*. Hamburg: Meiner.
- Habermas, J., 1995: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bände, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Haferkamp, H., 1987: *Autopoietisches soziales System oder konstruktives soziales Handeln? Zur Ankunft der Handlungstheorie und zur Abweisung empirischer Forschung in Niklas Luhmanns Systemtheorie*. S. 51–88 in: H. Haferkamp / M. Schmid (1987), *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hallowell, A.I., 1960: *Ojibwa Ontology: Behavior and World View*. S. 19–57 in: S. Diamond (Hrsg.), *Culture in History: Essays in Honor of Paul Radin*. New York: Columbia University Press.
- Joerges, B., 1995: *Prosopietische Systeme*. S. 31–48 in: J. Halfmann (Hrsg.), *Technik und Gesellschaft. Jahrbuch 8: Theoriebausteine der Techniksoziologie*, Frankfurt/M., New York: Campus.
- Knorr Cetina, K., 1991: *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Latour, B., 1988: *The Pasteurization of France*. Cambridge, Mass., London: Harvard University Press.
- Latour, B. / Woolgar, S., 1979: *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. London, Beverly Hills: Sage.
- Lindemann, G., 1999: *Doppelte Kontingenz und reflexive Anthropologie. Zeitschrift für Soziologie* 28: 165–181.
- Lindemann, G., 2001: *Die reflexive Anthropologie des Zivilisationsprozesses. Soziale Welt* 52: 181–198.
- Lindemann, G., 2002a: *Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin*. München: Fink.
- Lindemann, G., 2002b: *Person oder System. Ein Vergleich der Differenzierungskonzepte von Simmel und Luhmann*. Vortrag auf dem 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 7.–11. Oktober 2002 in Leipzig.
- Lindemann, G., 2002c: *Kritik der Soziologie. Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 50: 227–245.
- Lindemann, G., 2003: *Beunruhigende Sicherheiten. Zur Genese des Hirntodkonzepts*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Lindemann, G., 2005: *Theorievergleich und Theorieinnovation. Plädoyer für eine kritisch-systematische Perspektive*. S. 44–64 in: U. Schimank / R. Greshoff (Hrsg.), *Was erklärt die Soziologie? LIT-Verlag: Münster*.
- Litt, T., 1926: *Individuum und Gemeinschaft. Grundlegung der Kulturphilosophie*. Leipzig: Teubner.
- Luckmann, T., 1970/1980: *Über die Grenzen der Sozialwelt*. S. 56–92 in: ders., *Lebenswelt und Gesellschaft*. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh.
- Lüdtke, N., 2005: *Das Problem der Intersubjektivität. Zum Verhältnis von Husserls Transzendental-Philosophie und Schütz' Mundan-Phänomenologie*. Vortrag auf dem Workshop „Potentiale der Phänomenologie“, 23. und 24. Februar 2005, Universität Konstanz.
- Luhmann, N., 1972: *Rechtssoziologie (1. Bd.)*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Luhmann, N., 1976: *Generalized Media and the Problem of Contingency*. S. 507–532 in: J.J. Loubser et al. (eds.), *Explorations in General Systems Theory in Social Science. Essays in Honor of Talcott Parsons*. New York: The Free Press.
- Luhmann, N., 1980: *Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition*. S. 9–71 in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1988: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1992: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mead, G.H., 1922/1987: *Eine behavioristische Erklärung des signifikanten Symbols*. S. 290–298 in: ders., *Gesammelte Aufsätze Bd. I*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mead, G.H., 1924–25/1987: *Die Genesis der Identität und die soziale Kontrolle*. S. 299–328 in: ders., *Gesammelte Aufsätze Bd. I*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mead, G.H., 1934/1967: *Mind, Self, and Society*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Max-Planck-Gesellschaft, 2001: *Verantwortliches Handeln in der Wissenschaft. Analysen und Empfehlungen*. Max-Planck-Forum, Band 3, München.
- Parsons, T., 1956: *'Boundary Relations between Sociocultural and Personality Systems'*. S. 325–339 in: R. Grinker (Hrsg.), *Toward a unified theory of human beha-*

- viour: An introduction to general systems theory. New York: Basic Books.
- Parsons, T., 1937/1968a: The structure of social action. 2 Bde., New York: Free Press.
- Parsons, T., 1968b: Interaction: Social Interaction. S. 429–441 in: International Encyclopedia of the Social Sciences Bd. 7, New York: Macmillan/The Free Press.
- Schimank, U., 1996: Theorien gesellschaftlicher Differenzierung, Opladen: Leske und Budrich.
- Schneider, W.L., 2002: Grundlagen soziologischer Theorie, Bd. 2: Garfinkel, RC, Habermas, Luhmann, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Simmel, G., 1908/1983: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker und Humblot.
- Spencer Brown, G., 1969: Laws of For., London: Allen and Unwin.
- Strauss, A.L., 1974: Spiegel und Masken. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Strauss, A.L., 1994: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Fink.
- Weber, M., 1921–22/1980: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Weber, M., 1907/1988: 7. Aufl.: R. Stammlers „Überwindung“ der materialistischen Geschichtsauffassung. S. 291–359 in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr.
- Welker, M., 1992: Einfache oder multiple doppelte Kontingenz. S. 355–370 in: W. Krawietz / M. Welker (Hrsg.), Kritik der Theorie sozialer Systeme. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Werle, R., 2002: Technik als Akteurfiktion. S. 119–139 in: W. Rammert / I. Schulz-Schaeffer (Hrsg., Können Maschinen handeln? Frankfurt/M., New York: Campus.

Autorenvorstellung: Gesa Lindemann, geb. 1956 in Salzgitter-Bad. Studium der Soziologie, Rechtswissenschaft und Philosophie in Berlin. Promotion in Bremen. Habilitation in Frankfurt/Main. Von 1994–1999 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität Frankfurt/M., seit 2002 Vertretungsprofessuren (München, Bielefeld). Seit 2003 wissenschaftlich verantwortliche Leitung des Forschungsprojekts „Bewusstsein und anthropologische Differenz“ TU-Berlin. Publikationen: Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin, München 2002. Theorievergleich und Theorieinnovation. Plädoyer für eine kritisch-systematische Perspektive, in: U. Schimank / R. Greshoff (Hrsg.), Was erklärt die Soziologie?, S. 44–64, Münster: LIT. Zuletzt in dieser Zeitschrift: Doppelte Kontingenz und reflexive Anthropologie. ZfS 28, 1999: 165–181.